O. Germ.
28 K.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36612558540010

<36612558540010

Bayer. Staatsbibliothek

Parabeln

oder

Gleichnisse.

Zur Bildung

des jugendlichen Geistes und Herzens

für

das Höhere in der Natur und im Leben

gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Rebau.

Kempten 1828.
Druck und Verlag der Joseph Kösel'schen
Buchhandlung.

181

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den

hoffnungsvollen Kindern

meines

Freundes Philipp Stieffel

in

Carlsruhe.

Zueignung.

Sie, mein werther Freund! lieben die Parabel, wie jeder gefühlvolle Mensch. Sie wissen, als Lehrer, welche trefflichen Dienste diese Dichtungsart bei der Jugendbildung leistet. Deßhalb bring' ich Ihnen hier eine Sammlung solcher Dichtungen für Ihre Kinder, namentlich für den lieben Theodor. Er wird gerne darin lesen, und dann freut sich eine Himmlische mit mir. Die Erinnerung an sie bestimmte mich zu dieser Zueignung, in welcher Sie zugleich ein Pfand meiner Freundschaft erblicken wollen.

Heinrich Rebau.

Vorrede.

Der Zweck, den ich bei dem Sammeln und der Herausgabe der nachfolgenden Dichtungen hatte, ergiebt sich sattsam aus dem dazu gewählten Titel. Es braucht also hier weiter nichts darüber gesagt zu werden. Die Auswahl selbst, hoffe ich, soll man gelungen nennen dürfen. So bleibt nur zu bemerken, daß das Büchlein sowohl für Haus, als für Schule bestimmt ist. Dort mag eins der Kinder Sonntags oder in der geheiligten Abendstunde vorlesen, und Vater oder Mutter dann deuten und erklären, wo es nöthig scheint; hier thut es der Lehrer mit der ihm eigenen Umsicht, und knüpft manch' lehrreiches Gespräch daran, fügt manche für das Leben brauchbare Bemerkung hinzu. Das ist aber noch nicht genug. Die Jugend soll das Gelesene oder Mitangehörte dann entweder mündlich, oder schriftlich wieder erzählen, freier oder mehr an die gegebenen Worte sich haltend, je nachdem es Alter und Geisteskräfte gestatten. Auf beiderlei Weise wird sich ein treffliches Bildungsmittel für Geist und Gemüth,

für Gewandtheit in der Sprache und für einen gewählten Ausdruck herausstellen. Zum Schönlesen giebt das Büchlein ebenfalls hinreichenden Stoff.

So darf der Herausgeber allerdings hoffen, daß seine Arbeit Anerkennung und Theilnahme finden, daß sie eine gesegnete Frucht bringen werde. Und in dieser Hoffnung läßt er sie freudig in Haus und Schule hinausgehen!

Tübingen im Herbst 1827.

Heinrich Rebau.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Nathan	1.
Die doppelte Heimath	4.
Der Neujahrsmorgen	5.
Die Hyazinthe	9.
Vom Frühlinge	13.
Das Thauwetter	14.
Das Schneeglöckchen	18.
Die Frühlingsboten	22.
Das Veilchen	33.
Die Blumenlese	36.
Der Frühling	40.
Das bittere Blümchen	44.
Von den Blumen	45.
Die Röslein	49.
Die Schäfchen	51.
Die Schutzwehr	53.
Das Nelkenbeet	54.
Die Moosrose	55.
Die Rose	56.
Die Rosenknospe	56.
Das Vergißmeinnicht	60.
Die Lieblingsblumen	64.
Die Blumenbeeten	67.
Die Lilie oder die Lehre des Herrn	69.
Die Blüthe	70.
Die Bienen und der Schmetterling	71.
Der irdische und himmlische Segen	73.
Die Ähre und die Distel	76.
Das Kornfeld	77.
Die Kornblumen	79.
Die Ärndte	81.

Inhalt.

	Seite.
Das Schöne	82.
Die Bäume	84.
Der Weinstock	87.
Die Linden	89.
Der unfruchtbare Baum	95.
Der Tulpenbaum	97.
Das Bäumchen	99
Die Lehre	101.
Das Lämmchen	103.
Der Schmetterlingsfang	104.
Der Schmetterling	105.
Die Lerche	107.
Das Storchnest	109.
Der Kukuk	111.
Die Nachtigall	113.
Das Kanarienvögelchen	116.
Der Adler	118.
Die Pfautaube	119.
Der König	121.
Die Spinne	123.
Die Schöpfung der Raupe	126.
Die Wespe	131.
Die Schafschur	133.
Wozu der Putz?	133.
Die kleine Wohlthäterin	134.
Das Rothkehlchen	135.
Der Steuermann	136.
Das irdische und das himmlische Licht	137.
Das Gewissen	139.
Die leuchtenden Sterne	142.
Der Weg der Pflicht	144.
Die Fahrt über den Strom	146.
Die Augen Gottes	147.
Die Freundschaft	150.
Der Zweikampf	151.
Die Natur des Geldes	153.

Inhalt.

	Seite.
Die beiden Wege	154.
Der Blinde	157.
Der unbestimmte Lohn	158.
Der unvergängliche Schatz	159.
Der Rhein	160.
Der unvorsichtige Nachbar	162.
Die neue Schöpfung	164.
Die Holzlese oder die Kraft der Liebe	165.
Das Ackerwerk Gottes	168.
Die Saamenkörner	169.
Der Ackermann und sein Sohn	171.
Der Gotteskasten	173.
Der Wegweiser	175.
Adam und der Cherub	176.
Das Paradies	177.
Hagar	179.
Das Angebinde	180.
Die Sünde	181.
Das Saamenkorn	185.
Des Baches Wandel	186.
Die Lehre der Natur	188.
Der Greis und der Jüngling	189.
Die Geduld	191.
Der Kuhhirt	191.
Selbstprüfung	192.
Die Tollkirsche	194.
Der rohe Edelstein	195.
Der Bach	196.
Das heimathliche Licht	197.
Böser Umgang	200.
Die Zeittheilung	201.
Die Pfirsiche	202.
Die Reue	204.
Der Sonnenaufgang	206.
Die untergehende Sonne	211.
Der See	212.

Inhalt.

Seite.

Der Nebel . . . . 217.
Erde und Luft . . . . 222.
Die sieben Kindlein . . . . . . 223.
Das Gebet . . . . 225.
Der Hollunderstab . . . . . . 227.
Die Sühne . . . . 228.
Die Kutschfahrt . . . . 230.
Der heimathliche Boden . . . . . 233.
Der Engel am Scheidewege . . . . 235.
Wohlthätigkeit . . . . 238.
Die Freundschaft . . . . 240.
Dank gebiert Freude . . . . . . 242.
Die wahre Reue . . . . 246.
Menschenbestimmung . . . . . . 247.

Anhang.

Es ist etwas Großes — Gottes Wort und ein Stück Brot haben . . . . . 251.
Das Vögelein . . . . 257.
Die beiden Thäler . . . . . . 259.
Das Kind im Walde . . . . . . 263.
Der Käfer . . . . 266.
Des Menschen Prüfung . . . . . 267.
Des Sohnes Wiederkunft . . . . . 272.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern, und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: »Meister, wie kommt es, daß wir so gern deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?«

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: »Heißet mein Name nicht Geben? *) Der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!«

»Wie gibst du denn?« fragte Hillel, ein Anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: »Ich reiche euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale empfanget ihr, — aber ihr findet den Apfel.«

Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: »Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?«

Nathan antwortete und sprach: »Siehe, mein Sohn! als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volkes würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich, da ließ

*) Dieß bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grobhären Tuch, und ging hinaus unter das Volk, und strafte sie mit harten gewaltigen Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir, und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder sie deuteten meine Strafreden auf Andere.«

»Da ergrimmete ich in meinem Geiste, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: »Wollen sie das Licht nicht, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.«

»Siehe! da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete: denn der Schimmer des Morgenrothes war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge, und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich, und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenrothes, und bestralte die bethaueten Pflanzen.«

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Gesäusel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Siehe Nathan, so sendet der Himmel dem Sohne der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Tageslicht!«

»Als ich nun vom Gebirge herniederstieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.«

»Und ich stand in seinem Schatten, und schauete seine Blüthe an und sprach: O wie ist sie so schön und röthlich, gleich dem zarten Hauche der Unschuld auf blühender Wange!«

»Und als ich mich näher hinzuneigte, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.«

»Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaume und sprach: Siehe, Nathan! so verheißet die Natur die liebliche Frucht in einfacher Blüthe, und reichet dieselbe, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes!«

»Und nun, fuhr der weise Nathan fort, kehrt' ich frohen Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrte die Wahrheit in fröhlicher Weise und in Gleichnissen.«

»Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde und Jünger gewinne!«

Die doppelte Heimath.

Ein Vater und sein Sohn, Wilhelm, waren einmal bei einer herrlichen Frühlingsnacht draußen im Freien. Sie waren lange schweigend nebeneinander gegangen; endlich sagte Wilhelm: »Wie sie dahin ziehen, die Wölkchen, immer ein Flöckchen über das andere, und zwischendurch funkeln die Sternlein; sie funkeln und leuchten herab auf uns — nicht so, Vater?«

»»Wohl, lieber Wilhelm! leuchten sie uns, und allen Thieren und Pflanzen leuchten sie.««

»Mir ist immer, Vater, als riefen sie mich, als wäre ich schon einmal bei ihnen gewesen — möchte wieder da oben seyn!«

»»Möchtest du, Wilhelm? Alle Menschen sehnen sich, da hinauf zu kommen!««

»Aber ich möchte auch bei dir seyn, Vater! denn wenn ich von dir weg bin, da sehne ich mich nach dir.«

»»So ist es, mein Sohn! Bist du in einem fremden Hause, so sehnest du dich nach deiner Behausung, zu mir und deinen Geschwistern; und blickst du hinauf, und siehst die Sternlein funkeln, so willst du zu ihnen.««

»Ja, Vater! das ist so; aber wie kommt das?«

»»Das kommt von der doppelten Heimath des Menschen, Wilhelm!««

»Von der doppelten Heimath, wie so?«

»»Das ist so, mein Kind! Der Mensch ist da oben zu Hause, und ist auch auf der Erde zu Hause. Siehe, wir wandeln hier, und die Erde ist unser Wohnplatz; aber da oben ist auch ein Wohnplatz, da möchten wir auch herumwandeln; auch da ist der Mensch immer in seiner Heimath, und immer zieht es ihn dahin. Darum lebe fromm und gut, und blicke oft nach oben: denn drüben sind auch Geschwister und Vater und Mutter, und du wirst mit uns Allen dahin kommen zu dem guten Gott, der ist unser Aller Vater. Lebe fromm und gut; willst du das?««

»Ich will ès!« sprach Wilhelm, und wandelte mit seinem Vater nach Hause.

Der Neujahrsmorgen.

Der Sänger, ein Greis an Jahren, aber inwendig noch frisch und lebenskräftig, ging, wie es von Jugend auf seine Gewohnheit gewesen, am Neujahrsmorgen hinaus in Gottes immerdar schöne, das Menschenherz stets zu Dank und Andacht weckende, Natur. Der Wind wehete scharf, denn Berg und Thal waren in Schnee gehüllt. Am Himmel erloschen die Sterne allmählig; nur der Morgenstern leuchtete noch in vollem Glanze. Endlich ging auch er unter. Der Wind regte sich stärker, und schüttelte den Schnee von den Bäumen. Aus Städten und Dörfern tönte das Morgengeläut. Der Strom, vom Eise beengt, rauschte

gewaltig, als wolle er die drückenden Fesseln von sich werfen, um den ersten Morgen des Jahres frei begrüßen zu können. Da brach die Aurora der neuen Zeit auf, und beschenkte den Himmel reich mit Rosen, und bekränzte die Berge damit, und die Menschen, die ihrer Ankunft harreten. Der Sänger — Adelbert war sein Name — hatte eben eine Anhöhe erreicht. Hier blieb er stehen. Sein Antlitz flammte, ob von dem Wiederglanze des Himmels, ob von dem Hauche der Nordluft, oder von innerer Gluth? Wohl von Allem zugleich! die Hände gefaltet, das Auge nach Osten gerichtet, begann er also:

»Wie hold der Morgen sich zeigt! Jedes Wölk'chen in Rosenschimmer getaucht! In der Ferne duftiges Blau! So wird der Mensch auch in seiner Kindheit begrüßt. Himmel und Erde glänzen in goldenem Lichte. Die Gegenwart ergötzt, indem sie freigebig Geschenke aller Art austheilt. In zauberischen Duft gehüllt, stehet die Zukunft da — und wir ahnen das Schönste hinter ihrem Schleier. Die Zeit fliegt! Vieles zerfällt, was farbig vor dem Auge stand. Die Zukunft, wird sie zur Gegenwart, befriedigt nur wenige der alten und eben darum so theuern Wünsche des Herzens; aber deßohngeachtet läßet der Mensch nie von der Hoffnung ab. Wie ein neuer Abschnitt der Zeit beginnt, fasset er frischen Muth, öffnen sich ihm neue Aussichten voll Glanz und naher Erfüllung. Und jedes neue Jahr begrüßt ihn freundlich, und wird von ihm herzlich willkommen geheißen: denn der

Glaube an eine schöne Zukunft blüht unvergänglich in seinem Herzen. O du holdes Morgenroth! was für Tage wirst du heraufführen am Horizonte des neuen Jahres? Wirst du die Kinder unter dir wohl stets mit Rosen bestreuen, oder wird ihnen nicht vielmehr ein größeres Maaß von Dornen blutige Wunden reißen?«

Da zerflossen die Purpurwölkchen in helles Blau, und die Sonne sendete einzelne Stralen herauf, und zeigte sich bald in ihrer ganzen Majestät, feierlich groß, wie das Auge des Herrn. Die Glocken tönten heller, tönten überall; von dem Thurme der nahen Stadt spielte ein altes Kirchenlied melodische Klänge. Sie umfingen unsern Sänger sanft, als wollten sie ihn zum Eilande der Seligen tragen. Sein Herz, das die Erde und die Brüder darauf treu und innig liebte, wurde hinauf zu dem Throne Gottes gerückt; Gefühl und Gedanke waren Gebet für Menschenheil, für Erdenglück.

»O du! der Jahre kommen und gehen heißt, hob Adelbert endlich an, was ist das Kind der Zeit, der Mensch, vor dir? Was der Staub ist, der im Sonnenlichte spielt, Staub! Aber dem Staube ist dein Bild, die unvergängliche Seele eingeprägt, die belebt ihn und setzt ihn mit dir in freie Gemeinschaft. Da schwebt er nicht mehr irr und unstät, jedem Lüftchen zum Spiele umher, sondern beweget sich frei aus eigener Kraft und mit Bewußtseyn!«

Hier hielt er inne; nach einer Weile fuhr er bewegt und doch erhaben, wehmüthig, aber voll höherer Freude also fort:

»Tritt nur herein, du neues Jahr, in den Kreis der Zeit! Was du auch bringst, ich heiße dich willkommen. Du herrschest stark und gewaltig. Von dir geht Noth und Freude aus! dem Säuglinge öffnest du das Auge, und wie Vielen wirst du es schließen! Deine Hand führt eisern der Mutter das Kind, dem Bräutigam die Braut, dem hilflosen Greise die Stütze des Alters, den rüstigen Sohn, über die Gränze des Lebens hinaus — und dennoch vertrauet der Greis dir seine Wünsche, der von der Erde nichts mehr zu hoffen hat, als — einen letzten Ruheort. Tritt herein, und erfülle, die deine Brüder nicht gewährten, jene heiligen Hoffnungen der Menschheit auf Veredlung und höheres Glück. Gieb Gedeihen, und laß in Halm schießen, was jetzt noch am Boden grünt, und bilde volle Aehren zu einer gesegneten Aerndte. Gib Jedem Frieden und Freude, gib Beides der ganzen Welt!«

Amen! sagte der würdige Pfarrer der Stadt, den der Weg von einem benachbarten Dorfe, wo er Frühmette gehalten hatte, über diesen Hügel führte, auf Adelberts letzte Worte, die ihm nicht entgangen waren, indem er dem Greise die Hand reichte und seinen Glückwunsch darbrachte.

Auf dem Wege nach der Stadt, wohin Beide mit einander gingen, erzählte der Pfarrer, wie er

seiner Gemeinde heute einen Blick zurück und einen vorwärts habe thun lassen. Die Vergangenheit, sagte er, fordert zu Dank und Freude; die Zukunft zu Vertrauen und Hoffnung auf. Zwischen beiden liegt die Gegenwart. Wer sie weise benützt und genießt, versteht die rechte Lebenskunst, und behält immer, blicke er hinter, oder vor sich, eine heitere Aussicht.

»Dieser Meinung bin auch ich! versetzte Adelbert. Der schönste Theil meines Lebens liegt zwar hinter mir; aber ich ergehe mich oft in seinen Blumenstücken, und bemerke, daß der Dornen in der Erinnerung immer weniger werden. Die Tage, die mir noch bestimmt seyn mögen, werde ich mit Dank und Freude genießen, und dem Tode, der mir schon als Jüngling in dem Lichte einer höhern Welt erschien, lächelnd und der Unsterblichkeit gewiß, die Hand bieten!«

So kamen sie in der Stadt an, begrüßt und beglückwünscht von Allen, die ihnen begegneten: denn wegen ihrer Rechtschaffenheit und ihres frommen Wandels waren sie bei Jung und Alt beliebt und angenehm.

Die Hyazinthe.

Emilie war betrübt, daß der Winter so lange währte. Denn sie liebte die Blumen sehr und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigener Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühlinge, und daß der Winter vorübergehen möchte.

Da sprach der Vater: »Siehe, Emilie! ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht, du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen.«

»Wie vermöcht' ich das, mein Vater! antwortete das Mädchen. Es liegt ja Schnee draußen und die Erde ist hart wie ein Stein!« — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann, und hatte es niemals gesehen. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde, und Emilie that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob auch der Vater im Ernste geredet. Denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben, und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

Denn die kindliche Einfalt kennt in ihrer Bescheidenheit die Kraft nicht, die in ihr wohnet.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Scherben und grüne Blättchen trugen sie empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte Emilie, und verkündete Vater und Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens.

Die Mutter aber sprach: »Wie wenig bedarf es, das Herz zu erfreuen, so lang es der Natur und Einfalt getreu bleibt.«

Darauf benetzte Emilie die Pflanze mit Wasser, und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder.

Der Vater sah es an, und sprach: »So recht, mein Kind! dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl des freundlichen Auges gibt der Wohlthat ihren Werth, welche die Hand reicht. — Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Emilie!«

Nun kamen die Blätter aus dem Schoos der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward Emiliens Freude noch größer. »O! sagte sie aus überströmendem Herzen, ich will auch wohl zufrieden seyn, wenn schon keine Blüthe käme!«

»Genügsame Seele! sprach der Vater. Es ist billig, daß dir mehr gegeben werde, als du zu hoffen wagest. Das ist der Lohn der bescheidenen Genügsamkeit.« — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag.

Emiliens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jeglichem Tage, so wie die Blume sich allmählich entfaltete. Mit zarten Händen sprengte sie Wasser darauf und fragte, ob es genug, oder zu viel, und ob es auch wohl zu kalt seyn möchte. — Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, dann trug sie leise wandelnd die Pflanze hinüber in den Sonnenschein, und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht.

»O! des süßesten Bundes der zartesten Liebe und Unschuld!« sagte die Mutter.

Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief Emilie am Abende ein, und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traume ihre Hyazinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühete, und Emilie sich getäuscht sah, war sie deßhalb unbekümmert, und sprach lächelnd: »Es kann ja noch werden!« — Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume wohl sich kleiden würde. Und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet.«

»Süße Phantasie, sagte der Vater, wie gaukelst und spielest du so lieblich um die schuldlose Liebe und die kindliche Hoffnung!«

Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in voller jugendlicher Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederscheine der Morgenröthe oder dem zarten Duft auf Emiliens Wangen. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen.

Emilie konnte die Herrlichkeit nicht fassen. Ihre Freude war still und ohne Worte. Sie lag vor der Blume auf ihren Knieen und schauete sie an.

Da trat der Vater herein, und sah sein geliebtes Kind und die blühende Hyazinthe an, und ward ge-

rührt und sprach: »Siehe, was dir deine Hyazinthe ist, das bist du uns, Emilie!«

Da sprang das Mädchen auf und umarmte den Vater, und nach langer Umarmung sprach sie mit leiser Stimme: »Ach, mein Vater! möcht' auch ich so schön blühen, wie sie!«

Vom Frühlinge.

Kind.

Die Sonne scheint heute so warm und freundlich: nicht wahr, Vater! nun wird es bald Frühling werden?

Vater.

Ach Kind! das will dir wohl noch lange Zeit haben, bis dahin. Der Schnee bedeckt ja fast allenthalben die Felder noch tief, und des Nachts ist's kalt, gar kalt, und nur am Mittag zeigt die Sonne sich wohlthätig und erquicklich.

Kind.

Aber, lieber Vater! mich dünkt, ich höre die Lerche singen, und da hast du ja immer gesagt, wenn die einmal da ist, so bleibt der Frühling auch nicht lange mehr aus. Sieh! wie im Sonnenlichte sie so fröhlich sich wiegt, und dabei so hell und lieblich singt; nun muß der liebe Frühling ja bald kommen!

Vater.

Du liebes Kind! ehe der gestrenge Winter sein Zepter ganz niederlegt, da muß sie dir wohl noch lange, lange singen.

Kind.

Wir haben aber doch nunmehr Hoffnung?

Vater.

Ja, die hat uns die Lerche in's Herz gesungen. Nun wollen wir auch durch ihre Gesänge mit freudigen Ahnungen erfüllt, die letzten Stürme des Winters leicht und fröhlich tragen, damit der Frühling uns in recht heiterer Stimmung trifft: denn er liebt nur Menschen mit frohen Gesichtern.

Das Thauwetter.

Eben nahm eine Wolke die Sonne, welche den ganzen Tag über hell das Schneegefilde beleuchtet hatte, in ihren schwarzen Schoos. Das Gewölk stieg immer höher und höher empor, bis sein nächtliches Dunkel über dem weiten Himmel ausgebreitet lag. Jetzt erhob sich der Sturm laut. Heulend im Eichenwald, und ehe die Nacht noch graute, tropfte der Schnee schon von den Dächern der Häuser und der Baumäste. Vater Bernhard stand am Fenster seiner ländlichen Wohnung, neben ihm Hermann, sein Erstgeborner. »Siehe, begann jener, die Stunde der Erlösung naht: bald wird die Macht des Winters gebrochen, Schnee und

Eis zerflossen seyn: denn der Thauwind regt sich gewaltig. Er ist ein Bote, den der Frühling uns aus der Ferne sendet, zu verkündigen, wie der Liebling der Menschen, der Bräutigam der Erde, bald kommen wolle. Da hat er dann Berg und Thal von Schnee und Eis zu säubern, damit der goldene Frühling das gereinigte Land mit seinen Gaben bedecken, Blumen und Kräuter, Gras und Laub ausstreuen könne.«

»Ja, Vater! erwiederte Hermann, er scheint nichts Weißes auf den Blumen dulden zu wollen: denn er schüttelt Wipfel und Aeste so gewaltig, daß sicherlich bis Morgen kein Flöckchen mehr darauf zu finden seyn wird.«

Während der Zeit fing es auch an zu regnen; schwere Tropfen schmetterten an das Fenster, und der Wind heulte gar kläglich im Schornstein.

»Wenn nur der Eisgang glücklich vorübergeht! sagte der besorgte Vater nach einer Weile. Löset der Regen den Schnee so bald auf, dann stürzen den Strömen ganze Fluthen von den Bergen und aus der Ebene zu, dann hemmt das noch nicht mürbe gewordene Eis leicht den freien Lauf der Flüsse, und die Wogen ergießen sich weit und breit mit furchtbarer Verheerung über das gewohnte Bett. Doch wir wollen unsere Sorgen auf den werfen, der dem Meere die Gränzen anwies, und den Flüssen ihren Lauf abmaß. Wie er es in seinem Rathe beschlossen hat, so soll es uns recht seyn!«

Welche Verwandlung am andern Tage! der gestern noch in Schnee gehüllte Wald, stand, plötzlich davon befreit, in dunkelbrauner Farbe da. Jedes Aestlein trug eine Last schwerer Tropfen. Hin und wieder ragte schon ein Maulwurfshügel schwarz im Garten empor. Das Eis borst auf dem nahen Flusse in klaffenden Sprüngen und das darunter eingeengte Wasser schien ungeduldig, die Eisdecke noch länger tragen zu sollen, und hob und hob sie immer höher empor, um sie von sich auf das benachbarte Land, oder weit, weit in das Meer hinaus zu treiben. Die schöne weiße Farbe des Schnees war dahin, ein schmutziges Grau daraus geworden. Vor Kurzem noch fest, schien die Masse jetzt ganz gallertartig, so daß, wer draußen ging, ganz in dieselbe hineinsank. Das Eis borst mit furchtbarem Gekrach immer mehr und mehr; das Wasser schwoll immer mächtiger; schon stieg es über das Ufer, und Eisschollen, bald größer, bald kleiner, bedeckten nun die weite Wasserfläche, wie wüthende Ungeheuer, schoben, drängten und thürmten sich drohend übereinander, bis sie die Gewalt der Fluth wieder mit sich fortriß oder auf das Land hinauswarf. Es war ein großes, aber schauerliches Schauspiel. Da setzten sich die Schollen plötzlich oben an den Pfeilern der Brücke fest, und die Wogen tobten nun wild nach den Wiesen hin, und hatten in Kurzem einen großen, großen See daraus gemacht.

Hermann rief den Vater an's Fenster.

»Kind! sagte dieser, das kann ein großes Unglück geben. Wächst die Fluth noch mehr, ist's leicht um

die Brücke gethan, und ohnedieß wird sicherlich manche Hütte im Thale mit fortgerissen!«

Aber man hatte schon Vorkehrungen getroffen: denn indem der Vater noch seinen Sorgen Worte gab, erscholl der Donner des schweren Geschützes, und siehe da, die Macht desselben überwältigte bald die der Eisschollen, so daß diese, ehe noch ein Viertelstündchen verflossen war, auseinander gesprengt, den Fluß hinuntertrieben. Indeß brachte die Fluth mancherlei mit sich; Bau- und anderes Holz schwammen darauf, mitten unter den Schollen kam ein Nachen daher, ja, auf einer derselben saß ein Rind mit furchtbarem Gebrüll. Menschenhände waren allenthalben thätig, der Verwüstung Einhalt zu thun; aber was richtet der Mensch gegen ein so gewaltiges Element sonderlich aus? Dabei regnete es beständig fort, und ein Windstoß folgte dem andern, so daß Hermann, der so etwas noch nie erlebt hatte, darüber fast in Angst und Schrecken gerieth.

Als der Vater dieß bemerkte, sagte er: »Sieh, lieber Sohn! wie hier in der Natur, so geht es auch wohl im menschlichen Leben. Soll der Frühling Knospen treiben und Blüthen, muß Sturm und Regen Land und Luft reinigen. Dem wilden Kampfe folgt Sieg und Frieden. Gewitter befruchten die Erde, ob sie uns gleich zerstörend zu wirken scheinen. Und ist es im Leben des Menschen anders? Ehe den Pilger die Lüfte himmlischen Frühlings umwehen, drückt ihn

der irdische Winter hart und schwer. Es will manche Scholle gebrochen seyn, bis daß wir Kraft genug zum Aufschwunge nach der Heimath haben. Diese Bilder, mein Sohn! laß sie sich aufrichten, wenn die Erde dich bedrängt, wenn des Unglücks Fluth vor dir aufschwillt, und deine Lustgärten überschwemmt und fortzureissen droht. Hat sich der Sturm gelegt, ist das Wasser verronnen, dann rasch und muthig die Hand an's Werk gelegt. Was beschädigt ward, läßt sich schon wieder in Stand setzen. Vermochte das alte Gebäude der Wogengewalt nicht Trotz zu bieten; freudig ein neues, mit festerem Grunde, aufgeführt. Und kommt der Tod, das Thauwetter im Lebenswinter, nun, ist er nicht auch ein Bote, der Frühling, der ewigen Frühling, verkündigen will?«

Also sprach Bernhard, und Angst und Schrecken verloren sich in Hermanns Herzen: denn er gedachte des Frühlings und der Erlösung vom Winter. Und die Sonne trat am Himmel sanft aus dem Gewölke hervor, und warf milde Stralen hernieder; und über der wogenden Fluth erklang, von Zeit zu Zeit vernehmlich, der Lerche süßer Frühlingston, gleich einer Vertröstung auf schönere Tage.

Das Schneeglöckchen.

»Vater! sagte Heinrich, der Schnee ist nun so ziemlich fort aus dem Garten, schon guckt hin und

wieder ein Stück Rasen hervor, wär' es nicht schön, wenn wir einmal hinunter gingen, und sähen, ob nicht vielleicht an dieser oder jener Stelle ein Schneeglöckchen sich hervorgedrängt hätte, und uns durch seine frischgrünen Blätter und die schönen weißen Blüthen erfreuen möchte?«

»Zwar hat der Thauwind, erwiederte der Vater, schon einige Tage lind geweht; die Sonne steht heute mildlächelnd im Himmelsblau; aber da wir noch kaum die erste Hälfte des Märzes zurückgelegt haben, und der Winter seit Weihnachten überaus streng war, und den Boden der Erde in ehernen Banden hart gefesselt hielt: so zweifle ich allerdings, mein lieber Sohn! ob wir draussen finden werden, wornach dein Herz so sehr begehrt. Indeß ist der Mittag so lieb und einladend, daß ich dich gern hinab in den Garten begleiten und dir wohl selbst suchen helfen will. Vorher rufe mir aber deine Schwester Emilie: sie mag gleichfalls mitgehen: denn sie findet gewiß eben so großes Wohlgefallen, als du, an der ersten Blume des Jahres.«

Rasch, wie der Wind, war Heinrich aus dem Zimmer, und schon nach wenigen Minuten stand er, Emilien an der Hand, wieder vor dem gern gewährenden Vater.

Herr Bertram, der auf seinen Garten gar viel hielt, und ihn Sommer und Winter hindurch auf das sorgsamste pflegte, fand durch die Stürme, die das

Thauwetter gewöhnlich begleiten, manches, wenn auch nicht gerade zerstört, so doch aus der gehörigen Ordnung gebracht, so daß er hie und da stehen bleiben und den Schaden wieder gut zu machen suchen mußte. Besonders war dieß bei einigen Obstbäumchen der Fall.

Die beiden Kinder durchschnitten indeß, jedes in eigener Richtung, den Garten auf das mannichfaltigste, und jedes war eifrig bemüht, das erste Geschenk der erwachenden Natur zuerst zu entdecken und in Empfang zu nehmen.

»Sieh! rief Emilie nach einem Weilchen hoch erfreut, sieh, Heinrich! hier, wo der Maulwurfshügel schwarz über den Boden emporragt, dicht daran steht ein ganzer Büschel voll Schneeglöckchen, Blätter und Blüthen, grün und weiß, alles im schönsten Schmucke.«

»Und hier oben an der Gartenmauer, rief dieser dagegen, hier trägt eine lange Reihe bis an den großen Birnbaum hin die schönsten Blüthenglöckchen. Komm, und sieh nur einmal selbst, wie wunderhübsch es sich macht. Auch ist's hier schon recht trocken, und der Schnee all weg.«

»Auch ich entdecke, sogar mitten im Schnee, immer mehrere, rief Emilie; laß uns der Mutter ein Sträußchen pflücken; es macht ihr gewiß große Freude, wenn es schon ihre Lieblingsblumen, die Veilchen nicht sind.«

Indeß war der Vater zu den Kindern gekommen, und bemerkte ihre Emsigkeit, der Mutter ein Geschenk zu bringen, mit herzlicher Freude. Ihm selbst waren die Schneeglöckchen ein lieber Anblick: denn er gedachte dabei nicht allein seiner Jugendzeit, wo er ebenfalls fleißig darnach gespäht und seine Mutter damit erfreut hatte, sondern sie waren ihm überhaupt als Vorzeichen des Frühlings eine süße Erscheinung.

»Das Schneeglöckchen ist doch ein gar liebes Blümchen!« bemerkte Emilie, indem sie dem Vater eins, das sie eben gebrochen hatte, darreichte. »Wie schön es sich auf dem grünen Stängel emporhebt mit seiner reinen weißen Blüthenkrone!«

»Allerdings ist es schön, gar schön, versetzte der Vater, und man mag wohl einen stillen Sinn darin ahnen und finden. Ist es nicht, als wolle das weiße Glöckchen, das so sanft hernieder hängt, das Auge der Menschen auf den grünen Blätterschmuck, der ihm zum Grunde dient, hinweisen und sagen: Sehet, der Schöpfer hat mich in der Farbe der Unschuld, die immer die Wahrheit spricht, auftreten lassen, um euch zu verkündigen, wie der Schnee, der noch hin und wieder das Land bedeckt, nun bald zerfließen und dann alles grün werden solle, gleich den Blättern, die mein schwaches Blüthenreislein als Sinnbilder der Hoffnung frisch umgeben — ist es nicht, als wolle es dieß uns sagen? Daher singt der Dichter mit Recht also:

Sieh! Schneeglöckchen blüh'n empor
Aus zersprengter Hülle.
Weiß auf Grün, welch' holder Flor!
Hoffnung d'rin die Fülle.
Ohne Ton auch seyd ihr mir
Festliches Geläute;
Seyd des Frühlings erste Zier,
Seine frühsten Bräute!

»Nun ist uns das Blümchen erst recht lieb geworden!« versicherten beide Kinder.

»Giebt es schon, fügte der Vater schlüßlich hinzu, mit seinem Glöckchen keinen, dem Ohre vernehmbaren Ton, so läutet es dennoch zu dem großen Frühlingsfeste ein — und in der Seele des empfänglichen Menschen tönt der verwandte Klang im Stillen mit.«

Die Frühlingsboten.

Endlich war der Schnee in der Ebene völlig zerflossen; nur von den fernen Berghöhen leuchtete er noch an einzelnen Stellen winterlich auf — im blauen Himmel sang die Lerche von des Frühlings baldiger Ankunft, und erfreute dadurch Jung und Alt — die Stralen der Sonne wurden schon stärker und machten die Luft mild, so daß sich hin und wieder ein frischer Halm am Boden aufrichtete, eine Frühblume öffnete, und die Hecke grüne Blättlein zu treiben begann. Da wollten sich Gerhards, des Försters, Kinder nicht länger in der Stube halten lassen. Eins nach dem andern bat die Mutter, in den Garten, der nicht weit

vom Hause ablag, gehen zu dürfen. Man wolle, hieß es, nachsehen, ob noch nicht ein Schneeglöckchen, ein Veilchen oder sonst ein frühes Blümchen zum Vorschein gekommen sey.

Mutter Martha hätte den Kindern gerne die Erlaubniß gegeben; aber sie hatte dem Vater, als er am Morgen in den Wald ging, versprochen, die Kinder bis zu seiner Rückkehr daheim zu beschäftigen, wo sie dann allesammt zum ersten Male wieder in den Garten gehen, und sich dort, ein jedes nach seiner Art, belustigen wollten.

Nun sprang eins von den Kindern um das andere an's Fenster, zu spähen, ob der Vater denn noch nicht komme. Verschiedene Geschäfte hielten ihn jedoch dießmal länger, als gewöhnlich und als er selbst gewünscht hatte, von dem Kreise seiner Lieben entfernt — und so wurde natürlich manch vergeblicher Gang an das Fenster gemacht. Der Tisch stand bereits gedeckt, die Hausfrau trug Sorge um die Mahlzeit, und bei der Jugend hatte der Hunger sich in einem hohen Grade eingestellt. Endlich kam Herr Gerhard über die Brücke daher; kaum seiner ansichtig, flogen die beiden Knaben, Fritz und Heinrich, ihm blitzschnell entgegen, und Marie, Lottchen und Bertha eilten zu der Mutter in die Küche, um sie ebenfalls von der Ankunft des Vaters zu benachrichtigen.

Nach wenigen Minuten saß die Familie zu Tische. Es schmeckte Allen vortrefflich, und so wurde Anfangs natürlich nur wenig gesprochen. Später erzählte der

Vater, wie er diesen Morgen unter andern auch in Weilheim gewesen sey, wo ihm der Storch seinen Gruß von dem Kirchthurme herab zugeklappert habe.

»Ach! da kommt am Ende unser Storchpaar heuer gar nicht! sagte Marie bekümmert, und ich sehe doch jeden Morgen mit Verlangen hinüber nach der Scheuer!«

»Hoffentlich sind auch unsere Sommergäste nicht mehr fern, versetzte Herr Gerhard beruhigend; es mag leicht möglich seyn, daß schon die nächste Nacht sie herbeiführt!«

»Aber, wo kommen denn die Störche her? fragte die kleine Bertha, und wie sehen sie aus? Sind sie groß oder klein?«

»Nun, das wird dir der Fritz alles sagen können, wenn er nicht wieder vergessen hat, was ich ihm oft erzählte, wenn er sich noch vorzustellen weiß, was er mit eigenen Augen gesehen, was er oft stundenlang betrachtet hat.«

»Wie sollte ich das nicht können, lieber Vater? erwiederte Fritz; zwar vergeß' ich manches, aber doch gewiß nicht alles so leicht!«

Bertha war mit der Erzählung, die der Bruder gab, wohl zufrieden, und selbst von dem Vater erhielt Fritz ein wohlthuendes Lob. Die Mutter sagte ihm gleichfalls, daß er brav erzählt habe, und daß sie ihm deßhalb dieser Tage zur Belohnung ein Buch schenken wolle, welches ausführliche Beschreibungen und natur-

getreue Abbildungen verschiedener schöner und merkwürdiger in- und ausländischer Vögel enthalte.

Darüber freute Fritz sich von ganzem Herzen, und nahm sich vor, in der Folge auf alles, was er sehe oder höre, noch weit aufmerksamer zu seyn, um darüber, wenn es nöthig sey, Red' und Antwort geben zu können. Die übrigen Geschwister faßten im Stillen denselben Vorsatz, da sie ihren Bruder dadurch so belobt sahen, und ich denke, auch meine jungen Leser werden sich vornehmen, dasjenige, was ihnen vor die Augen oder zu Ohren kommt, so in's Gedächtniß zu fassen, daß es immer darin haftet, und daß sie es, sich und Andern zum Vortheile, mitzutheilen vermögen, wenn Zeit und Gelegenheit sie dazu auffordern.

Jetzt ging es hinaus in den Garten. Oben an der Mauer, wo die Stralen der Sonne einen großen Theil des Tages hindurch ihre Macht ausüben, und Wärme und dadurch Leben verbreiten, waren bereits viele Halme frisch und lustig emporgeschossen, entfaltete der Stachelbeerstrauch junge Blätter, blüheten Schneeglöckchen, in anmuthige Gruppen vertheilt, an verschiedenen Stellen; zeigte das Veilchen Knospen, die bald Blüthen zu werden versprachen. Hier versammelte sich die Familie auf einigen daselbst angebrachten Bänken unter dem alten schön bewipfelten Apfelbaume: denn die Mauer hielt die noch zuweilen rauh wehenden Lüftchen völlig ab, und die Sonne meinte es hier mit ihrer Stralenfülle vornämlich gut. Auch mochte man

von da aus nicht nur den ganzen Garten, sondern auch ein weites Thal, in dem der Fluß voll und majestätisch hinzog, leicht übersehen und das Auge bis zu den fernen Berghöhn, welche die Aussicht malerisch begränzten, frei hinfliegen lassen. Links den Strom hinab breitete sich der mit Eichen und Buchen, so wie auf den Klippen mit Tannen und anderm Nadelholz reichbesetzte Wald aus, über den Herr Gerhard als Förster gesetzt war. Eine Menge von Dörfern lag in Obstbaumwäldchen fast wie eingehüllt, so daß nur die Kirchenthürme und die rothen Dächer der Häuser daraus hervorguckten, und von den Abhängen der weiten Bergkette herab schauete manch eine alte Burg in den gesegneten Thalgrund, dessen Bewohner insgesammt ein wohlhabendes und daher munteres Völkchen waren.

Vater und Mutter besprachen mancherlei häusliche Angelegenheiten miteinander, indeß die Kinder sich, jedes nach seiner Art im Garten herumtummelten, sich diese oder jene Beschäftigung machten. Die Knaben gingen nach Insekten aus; die Mädchen waren besonders darauf bedacht, sich Blumen, so viel man ihrer eben in dieser frühen Jahreszeit habhaft werden konnte, zu pflücken, und der Mutter daraus ein Sträuschen zu winden. Man fand Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, Crocus, hin und wieder ein geöffnetes Veilchen und dergleichen mehr.

Zeichnen sich alle diese Blumen schon, weder durch ein reiches Farbenspiel, noch — das einzige Veilchen

ausgenommen — durch einen besondern Geruch aus: so ergötzen sie doch als die ersten Gaben, welche die Erde uns nach ihrem Winterschlafe anbietet, das Herz jedes empfänglichen Menschen und besonders das Herz der Kinder, deren Leben ja selbst noch ein Blumenleben genannt werden mag.

Die Mutter nahm das Geschenk der Mädchen mit Dank und großer Freundlichkeit auf, und belohnte jedes durch einen Kuß auf das süßeste. Die Knaben brachten dem Vater eine Menge Larven, Schnecken, Schmetterlinge und Steine, von denen allen sie Namen, Eigenschaften und dergleichen zu hören wünschten. Ihrer Bitte wurde gern gewillfahret. Und so hatten sie die Freude, ihre Wißbegierde befriedigt zu sehen, so wie es dem Vater dagegen großes Vergnügen machte, so lernbegierige Kinder zu haben.

Die Mutter reichte dem Vater das Sträuschen. Nachdem er es eine Weile betrachtet und des Veilchens süßen Duft eingeathmet hatte, begann er: »Kinder! die Blumen hier sind Boten, welche der Frühling aussendet, uns zu verkündigen, wie er nun bald in aller Pracht und Herrlichkeit den festlichen Einzug halten wolle. Auch ohne Sprache reden sie dem Herzen verständlich, und das Schneeglöckchen führt seinen Namen nicht umsonst. Es will zum Frühlingsfeste e i n l ä u t e n, und zeigt sich uns von allen Blumen zuerst. Aber bald läutet es das Veilchen und nach und nach noch eine ganze Menge anderer Blumen wach und hervor an's Tageslicht.«

»Sein weißes Glöckchen nimmt sich auf dem grünen Gestell gar niedlich aus, bemerkte Lottchen. Wenn man es so hochstänglich dastehen und über den Schnee, der oft noch bei seiner Ankunft umher liegt, wegguckend sieht, kommt's einem fast vor, als hätt' es die Neugierde hervorgelockt, um zu schauen, ob der alte Winter seine Siebensachen noch nicht zusammengepackt und zum Abzuge fertig sey.«

»Und der Storch ist auch ein Frühlingsbote, nicht wahr, lieber Vater?« fragte Bertha.

»Freilich, Kind! freilich, ein stattlicher Frühlingsbote, der weit herkommt, und aller Welt die fröhliche Botschaft zuklappert. Und der braune Falter da, den der Fritz gefangen hat, ist auch einer. Seht einmal! sind seine Flügel nicht ganz mit Blüthenstaub bedeckt?«

»Ei, da könnte man ihn ja eine fliegende Blume nennen?« rief Fritz mit sichtbarer Freude über seinen glücklichen Einfall aus.

»So wird jetzt, schloß der Vater, Alles in der Natur zum Frühlingsboten; aber der Mensch nur fasset die Botschaft mit seinem Geiste, er allein vernimmt sie mit dankendem Herzen, und dieses ist die schönste Bürgschaft, daß er nicht nur für kurze irdische Frühlinge, sondern für einen himmlischen, der ewig blüht, geschaffen ist.«

Auf diese Weise war der Nachmittag eben so schnell, als angenehm verstrichen. Aeltern und Kinder, man

hatte insgesammt einen schönen Genuß gehabt, und hoffte nun mit dem wiederkehrenden Frühlinge eine lange Reihe ähnlicher Tage mit Recht erwarten zu können.

»Bertha! Bertha! rief Heinrich am andern Morgen frühe, als eben die Sonne aufgieng, in die Kammer, wo das kleine liebliche Wesen noch sanft schlief, laut und hastig hinein, Bertha, so stehe doch auf, geschwind auf, der Storch ist richtig da, wie der Vater gestern vorausgesagt hat; er klappert so gewaltig, als wolle er alle Leute im Hause, ja, das ganze Dorf von seiner Ankunft in Kenntniß setzen — und du liegst noch tief in den Federn, und hörst nichts und siehst nichts!«

Da war dem Mägdlein alsbald der Schlaf verschwunden: es sprang schnell auf, kleidete sich rasch an, und nun nahm es den lange herbei gewünschten Sommergast, der noch immer fortklapperte, und dabei freudig mit den langen Flügeln schlug, in Augenschein. Sie fand die Beschreibung seines Aeussern, die ihr Fritz gestern gegeben hatte, ganz treu und wahrhaftig; sogar die schwarzen Federn in den Flügeln vermißte sie nicht. Nachdem sie den Storch so eine Weile betrachtet hatte, sagte sie: »Aber schöner und ansehnlicher, als die Gans, ist er doch bei weitem! Sieh nur einmal, Heinrich! er hat ordentlich etwas Kluges und Verständiges. Wie frei er sich umschaut! Wie leicht er die Flügel bewegt, und wie gravitätisch

er dann wieder dasteht! Der wird uns oft Spaß machen, zumal wenn er sein Weibchen geholt hat, und sie dann Beide um die Wette mit einander klappern.«

»Ja, Bertha, versetzte Fritz, der indeß auch herbeigekommen war, wenn das Weibchen erst da ist, wird man stundenlang nicht müde, ihrem Treiben zuzusehen. Da schwenken sie sich in größeren und kleineren Kreisen hoch in der Luft herum; haben sie oft mit andern, die ihnen ihre Wohnung streitig machen wollen, harte Kämpfe zu bestehen. Dann wachsen die Jungen nach und nach heran, gucken neugierig mit ihren langen Schnäbeln aus dem Neste zu uns herunter auf den Hof; stellen sich später auf den Rand des Nestes; regen die Flügel viele Tage hindurch, um sich auf den ersten Flug gehörig vorzubereiten; versuchen sich dann um das Nest herum, bis sie es endlich so weit gebracht haben, von der Scheuer auf das Haus, und dann weiter und immer weiter zu fliegen.«

Den ganzen Tag über war Freude in dem Hause des Försters über den neuen Ankömmling, und die älteren Geschwister wurden nicht müde, der kleinen Bertha bald dieses, bald jenes von demselben zu erzählen.

Abends, als die Familie nach alter Gewohnheit, in traulichem Kreise bei mancherlei Gespräch zusammen saß, fing Marie auf einmal lebhaft an: »Ich möchte wohl ein Storch seyn!«

»Warum das?« fragte der Vater.

»Ei sieh! erwiederte sie, der hat's gar gut. Wohin er fliegt, kommt ihm der Frühling nach. Gestern lag auf der hohen Bergkuppe dort noch Schnee, und wie der Storch sich nur hat blicken lassen, ist er bis auf den kleinsten Rest völlig weggeschmolzen.«

»Das Wetter war heute so mild, die Sonne hat den ganzen Tag über so warm geschienen, daß im Garten mehr als hundert Veilchen aufgebrochen, daß Tausende von jungen Blättern an der Hecke hervorgekommen sind. Da mag es sich wohl schön im Freien leben! Und wenn dann die Blumen zu verbleichen anfangen, wenn die Felder leer werden, die Blätter der Bäume abfallen, die Wiesen gelb werden wollen, und die Luft wieder rauher zu wehen beginnt: dann macht sich der geflügelte Gast nach seiner Heimath auf, wo bei seiner Ankunft gleichfalls die angenehme Zeit des Jahres ihren Anfang nimmt. So hat er einen immerwährenden Frühling um sich! Wär' es denn nicht herrlich, wenn wir es auch so hätten? Wenn wir bei der Annäherung des Herbstes in mildere Gegenden ziehen, und statt des harten drückenden Winters dort neue Frühlingslust genießen könnten?«

»Das wäre allerliebst, fiel Lottchen ein; der lange kalte Winter gefällt mir ebenfalls nicht. Ich möchte immer im Frühlinge, immer unter Blumen leben!«

»Nun, Kinder! versetzte der Vater, der bis jetzt geschwiegen hatte, wenn wir es genau und recht neh-

men wollen, so hat der Mensch ein ähnliches, nur noch schöneres Loos. Wie der Storch eine doppelte Heimath hat, wie er dahier und auch weit über dem Meere in fernem Lande zu Hause ist: so wurde dem Menschen die Erde zwar für einige Zeit, aber nicht für immer zum Wohnplatze angewiesen. Wenn der Winter des Lebens herannahet und oft noch früher, mitten aus dem blühenden Frühlinge heraus, wird er nach seiner rechten Heimath, die hienieden nicht ist, sondern im Himmel, abgerufen, wo ihn ein unvergänglicher Frühling mit Duft und Blüthen umfangen soll. Hier wachsen uns die Flügel zu dem großen Zuge, und die Sehnsucht des Herzens weissagt uns still das einstige Ziel, wo es, über die irdischen Winter und die schweren Dezembernächte des Lebens empor getragen, völlige Befriedigung findet, und frei und selig in seinem Gott wird.«

Kommen von dorther auch Frühlingsboten?« — fragte Marie mit sanftem Lächeln.

»Allerdings! erwiederte der Vater. Die Sehnsucht nach dem Himmel, die in jedem guten Menschen sich regt, ist ein solcher Bote. Er kommt oft zu uns, und je besser wir werden, desto öfter kommt er. Er heiligt die flüchtigen Freuden der Erde, so wie er ihre Schmerzen mildert. Wenn er zum letzten Male erscheint, nennen wir ihn — Tod, und wandeln dann an seiner Hand aus der Fremde in die Heimath, nach der wir so oft verlangten, die wir vielleicht in hohen Träumen aufgeschlossen vor uns sahen. Den Tönen dieses himmlischen Frühlingsboten lausche euer Ohr oft und gern!

Dann, Kinder! vermag euch die Erde keinen Schmutz anzuwerfen, und ihr tretet rein in dem weißen Kleide der Unschuld vor den Thron dessen, der die nie stillbare Sehnsucht, die in den vergänglichen Blüthen der Welt keine Befriedigung findet, euch in die Brust gelegt hat, und werdet selig ohne Maaß und Ende!«

»O! das ist der schönste Frühlingsbote von allen! fügte die Mutter mit stillem Entzücken hinzu. Und sind die Schneeglöckchen, das Veilchen, die Lerche und der Storch schon auch schön und dem Menschen lieb und willkommen, so verkündigen sie doch nur irdischen Frühling, der mit seinen Blüthen und Liedern bald wieder von Herbst und Winter verdrängt wird. Aber der verkündigt einen Frühling, der ewig währt, und seinen Duft und Glanz schon manchmal zur Erquickung matter Herzen und zum Aufhellen dunkler Nächte auf die Erde herabwehen und leuchten läßt.«

Das Veilchen.

Die kleine Maria gieng mit ihrem Vater und ihrer Mutter an einem Frühlingsmorgen auf dem Felde, da sprach sie: »Warum hat man doch das Veilchen so lieb? Es wird in vielen schönen Liedern besungen, und sobald es aufblühet, sucht ein Jeder darnach und freuet sich, wenn er eines gefunden.« — Also redete Maria zu ihrer Mutter.

»Siehe, antwortete die Mutter, es ist die erste Gabe des Frühlings nach dem kalten Winter. Man freuet sich des Guten und Schönen am meisten, wenn man es lange entbehrt hat.«

»Und man empfängt es mit größerem Dank, sagte der Vater, weil der Frühling das Blümchen so schnell und frühe gibt. Wer schnell das Gute vollbringt, beweiset, daß er es gerne thut, und vermehret die Dankbarkeit. Und diese heiliget die Freude.«

»Nennet man das Veilchen, fragte Maria, nicht auch das Blümchen der Bescheidenheit?«

»Den Namen verdienet es wohl, antwortete die Mutter: denn es wächst im Verborgenen auf niederem Gesträuch, und doch blühet und duftet es so schön, als irgend eine der andern Blumen.«

»Und man schätzet — sagte der Vater — und suchet es nicht minder, und freuet sich, wenn man es gefunden hat.«

»Es ist doch schön, rief Maria, daß die Natur das bescheidene schöne Blümchen so frühzeitig giebt!«

»Sie will dadurch, antwortete lächelnd die Mutter, den Kindern andeuten, daß das Schöne und Gute frühe in ihnen blühen müsse, um einst erfreuliche Früchte zu bringen.«

»Und dadurch, sagte der Vater, daß der Frühling seine erste schöne Gabe mit solcher Bescheidenheit austheilet, lässet er uns erwarten, daß er noch viel Großes

und Herrliches uns reichen werde. Denn nur da, wo Bescheidenheit und Demuth wohnen, kann das Edle und Große gedeihen.«

Nun fand Maria am Wege unter den Dornen ein völlig aufgeblühetes Veilchen. Aber ein voller Thautropfen glänzte in dem blauen Kelch des Blümchens und beugte es durch seine Schwere zur Erde nieder.

Da stand das Mägdlein, und schauete die Blume an, und sprach: »Der schwere Tropfen wird das Veilchen ganz zerstören und zur Erde neigen.«

»Nicht doch, Maria, antwortete die Mutter, der helle Tropfen glänzet ja in dem schönen Kelch wie eine Perle. Bald wird die Sonne das Tröpfchen erwärmen und aufziehen, und dann hebt sich auch das Veilchen schöner blühend und lieblicher duftend.«

»Wächst es doch auch, sagte der Vater, unter den Dornen. Aber sie schaden ihm nicht; sie schützen das zarte Blümchen vor dem kalten Hauche der Nacht und den stürmischen Winden: denn es ist ein Pflegling der himmlischen Liebe.«

Da sah Maria das Blümchen an und sprach: »So will ich auch das Veilchen nicht eher pflücken, als bis es von dem Thautropfen sich gestärkt und erhoben hat.«

»Wie die Einfalt und Liebe, antwortete darauf die Mutter, so leicht an das Himmlische glaubet!«

»Weil sie selbst himmlisch ist« — sagte der Vater.

Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, redete sie von den Blumen und fragte: ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr: denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! — Und so ging er hinaus in das Gefilde, zum ersten Male. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füssen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie ein Brünnlein, das aus Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereiht. Lä-

chelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und lagerte sich auf weichem Moos im Schatten einer Eiche. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte dem Wechselgesang der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreut. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens.

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Ästen der Eiche. Da erschrack der Knabe, und erwachte. Rings umher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstral erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt vor diesem Wechsel der Dinge.

Sohn der Freude, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. Das Gewitter war über seinem

Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blumen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füssen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Ältern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt ward oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe herrscht' im Thale und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuert und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölke empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft, aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst erzeuge.

Bald lockte der heitere Himmel den verscheuchten Knaben von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neubelebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuthes machte seine Freude sanfter und bescheidener.

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur!

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blüthen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und auf den Blättern perlten Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine ämsige Biene, und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstralte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

»Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?«

Der Frühling.

Ein frommer Knabe, der blühende Sohn eines Landmannes, wandelte im Beginn des Frühlings auf dem Felde umher, und sein Herz freute sich der Herrlichkeit des neugeborenen Jahres.

Und als er lange umhergewandelt, lagerte er sich auf einem Hügel über der Quelle eines murmelnden Bächleins, und blickte rings um sich her mit Andacht und Liebe, und war bewegt in seinem Herzen.

Da vernahm er ein leises Säuseln in dem Gebüsche zur Seite des Hügels, und es trat hervor die edle Gestalt eines Jünglings, und nahete sich dem Hügel, und setzte sich zur Seite des sinnenden Knaben.

»Wem sinnest du nach, mein Lieber, redete er ihn an, und warum bist du so ernst in der Blüthe deines Lebens?«

Der Knabe antwortete: »Es ist mir so eigen im Herzen; die Herrlichkeit des kommenden Frühlings erfreuet mich wohl, aber es ist eine stille Freude voll Wehmuth und heimlicher Ehrfurcht. Siehe, es däucht mir, als ob ich in einem Tempel wäre!«

»Bist du denn nicht auch in einem Tempel?« sagte der Jüngling, und sein großes blaues Auge stralte mit eignem höheren Glanze. »Aber, fragte er darauf, was erfüllet denn dein Herz vor andern mit solchen Empfindungen?«

Der Knabe antwortete und sprach: »Das leise Wandeln der Natur und die Stille, mit welcher alle diese Herrlichkeit, wie von selber, sich bildete. Als der Schnee noch in den Schluchten lag, und die Scholle noch hart war von dem nächtlichen Froste, da verkündete schon der Frühling sein Kommen. Er sandte seine Prophetin die Lerche. Sie schwebte aus der Furche zum Himmel empor, als ob sie den schlummernden Keim singend aufriefe zum freudigen Erwachen, und dem Menschengeschlechte die ewige Ordnung der Natur verkündete. Denn schwebet sie nicht singend zwischen dem Himmel und der Erde? Man siehet es der braunen Brust der Frühlingsbotin nicht an, daß sie eine Prophetenstimme in sich verschließt, und manche verkennen es.«

»Das ist das Loos des Göttlichen und seiner einfachen Gestalt,« sagte der Jüngling. — »Aber fahre fort, mein Lieber, mir die Geschichte des Lenzes zu erzählen.«

Der Knabe sprach: »Nun erwachten, dem Rufe gehorchend, tausend Leben in dem Schoos der vom Frost entbundenen mütterlichen Erde. Die Winterglöckchen standen da, wie blühender Schnee, und gemeinsam, als ob sie verbündet den wiederkehrenden Sturm und Frost nicht fürchteten. An der Sonnenseite des Hügels, von Dornengesträuch beschirmt und nur dem spähenden Auge erscheinend, blühete das einsame, duftende Veilchen; ein erfreuliches Zeichen, daß die frühe Prophetin die Wahrheit verkündet habe. Und wie durchströmte nun der Odem des Lenzes die ganze Natur und verjüngte das Antlitz der Erde! Dem Kleinsten und Zartesten ward seine Pflege so gut, wie dem Großen. Auch die verhüllete Knospe und das eingewickelte Blatt hat seine Dämmerung und Morgenröthe. — Ist es nicht eine und die nämliche Kraft, die in den Pflanzen sich zur Blume gestaltet, und in der Brust der Amsel und Lerche zum Gesange sich bildet? — So gesellte sich Blüthe zu Blüthe und Gesang zum Gesange, und bald — sagte der Knabe mit stralendem Auge — ich zweifle nicht, bald wird die Nachtigall den Chorgesang vollenden, der die fortschreitende Entfaltung der Kräfte begleitet.«

»Wohl dir, mein Lieber! sagte der Jüngling, daß du die Hand der Natur auch in ihrem leisen Wirken erkennest!«

»Ach! erwiederte trauernd der Knabe, seit der Krieg durch unsere Gefilde tobte, wandte ich mein Auge auf die wohlthätige, stille Natur. Sie schien mir eine Trösterin. — Denn siehe, der Krieg hat uns unsere Lämmer geraubt.«

Da sagte der Jüngling: »Traure nicht um deine Lämmer! Auch vor dem Frühling wandelt der Sturm. Er nahm dir das Geringe, um dir das Höhere zu geben. — Die Hülle muß zerreissen, ehe der Schmetterling empor schwebt.« — »Wohl dir, setzte der Jüngling nach einer Weile hinzu, daß du den Vater der Natur erkanntest, der den Frühling sendet!«

»Aber ach! sage mir — fragte der Knabe — warum sendet er ihn so leise und unvermerkt? Und warum entstehet alle diese Herrlichkeit, als ob sie von selber sich bildete? — Deßhalb gehen die Menschen vorüber, und nehmen es nicht zu Herzen. Ja, sie zertreten Halme und Blumen und benetzen sie mit dem Blute ihrer Brüder. — — Wenn sie den Odem vernähmen, der die Erde verjüngt, und sähen die Kraft, die alles gestaltet — o verzeihe mir, du freundlicher Jüngling, ich meine, dann könnte kein Krieg mehr seyn, und Liebe und Dankbarkeit würden Hand in Hand zwischen den blühenden Feldern wandeln, wie Kindlein vor den Augen des sichtbaren Vaters!« —

Der Jüngling antwortete lächelnd: »Das meinest du wohl in deinem zarten Herzen. Aber siehe, die Liebe und Dankbarkeit sind auch göttlichen Wesens. Darum keimen und entfalten sie sich in dem stillen Herzen, wie der Lenz in der Natur sich entfaltet.«

»O! so will ich an die Natur und ihren unsichtbaren Vater mich halten, und nicht an das Wesen der Menschenwelt!« rief der Knabe und blickte gen Himmel.

»Dann wirst du, sagte der Jüngling mit Ernst und Würde, in dem Vater der Natur auch bald den Vater der Menschen erkennen! — Ich scheide, fuhr er fort, Friede sey mit dir! Siehe, auch in deinem Herzen tönet die leise Prophetenstimme eines himmlischen Lenzes. Du suchtest in der Natur das Göttliche. Es begegnete dir, und es wird dir in höherem Glanze und reiner Harmonie begegnen. — Siehe, ich bin der Engel des Frühlings!«

Als der Jüngling dieses gesprochen, zerfloß er vor den Augen des Knaben in einen milden Lichtglanz. Der staunende Knabe sah ihn nicht mehr, aber in dem Wäldchen schwebte ein leises Säuseln, die Zweige zitterten, die Knospen blüheten auf, und auch die Stimme der Nachtigall ertönte zum erstenmal, und der Knabe selbst stand verwandelt da — ein kräftiger Jüngling!

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter gieng an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus in das Gebirge. Und als sie nun draußen waren, freuete sich das Mägdlein der vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blüheten.

Aber vor Andern hatte sie Wohlgefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war röthlich und schön. Mina — denn also hieß das Mädchen — brach das Blümchen, und betrachtete es mit Freude, und küßte es, und roch daran, und konnte nicht aufhören, es zu preisen.

Aber bald wurde sie alles dessen überdrüßig und satt. Sie verlangte noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, und wollte es essen.

Aber was folgte nun? Mina kam in vollem Lauf zur Mutter, und weinte und rief: »O liebe Mutter! das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aß ich es, aber nun ist es so bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus ziehet. O! pfui der bösen häßlichen Blumen!«

So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: »Mein liebes Kind, warum schmähest du die Blümchen? sie sind doch immer noch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch; ist das nicht viel und genug? Man isset ja auch die Blümchen nicht.«

Von den Blumen.

Florinde hatte die Blumen sehr lieb, und sagte oft zu ihren beiden Kindern, daß man viel daraus lernen könne. Das begriffen die Kleinen aber in ihrem

kindischen Sinne nicht, ob sie gleich an den Blumen wegen ihrer bunten Farbe großes Wohlgefallen fanden, und wohl weinen konnten, wenn sie unversehens eine mit ihren kleinen Füssen zertreten, oder in der Lebhaftigkeit des Spieles abgerissen hatten.

Daher beredeten sie sich einmal unter einander, daß sie die Mutter bei dem nächsten Spaziergange fragen wollten, was man eigentlich daraus lernen könne. Noch desselben Morgens nahm sie die Mutter mit hinaus auf eine große Wiese, wo viele Blumen bunt durch einander standen, und ihr Augenmerk auf sich zogen.

Da sagte der Älteste: »Liebe Mutter! du hast uns neulich einmal gesagt, man könne viel aus den Blumen lernen, sage uns doch, was?«

Und der Mutter giengen die Augen über vor Freude, daß ihre Kinder so wißbegierig waren. Und sie setzte sich mit ihnen unter einen Baum, dessen Zweige die Sonnenstralen abwehrten, und fieng so an: »Nicht wahr, Kinder! das muß ein guter, lieber Vater seyn, der die Blumen alle Frühjahre so herrlich aufwachsen läßt, und ihnen die schönsten Farben von der Welt zum Schmucke verleiht?«

»Der muß so gut seyn, als unser Vater, der schenkt uns auch immer was Hübsches,« sagte der Jüngste; »aber wo ist er denn? Ich habe ihn ja noch niemals Blumen pflanzen oder machen sehen, und doch stehen ihrer so viele hier?«

»Leiblich, mein Kind! sagte die Mutter, wie etwa den Vater, oder mich kannst du ihn freilich

nicht sehen: denn er ist unsichtbar, ein Geist, das heißt, ein Wesen, das man blos aus den Dingen, die es gemacht hat und regelmäßig erhält, so wie aus der heiligen Schrift kennen lernen kann. Ich habe euch ja oft von dem lieben Gott erzählt, wie er die Welt geschaffen hat und alles, was darin ist, die Sonne, den Mond und die Sterne, die Menschen, die Thiere, die Bäume, kurz Alles, was ihr über und um und unter euch sehet im Himmel und auf Erden.«

»Die Blumen alle miteinander?« fragten Beide verwundert.

»Ja wohl! meine Kinder! bejahete die Mutter. Möchtet ihr dem lieben Vater nicht danken, daß er die Wiesen so schön damit geschmückt hat und die Gärten und jedes Plätzchen umher, ob ihr ihn schon nicht sehen könnet mit euern Augen?«

Da falteten sie ihre kleinen Hände mit nassen Augen, und sagten ganz leise, daß es die Mutter kaum hören konnte: »Lieber unsichtbarer Vater! wir danken für die schönen Blumen!«

»Seht, fuhr die Mutter fort, wenn sich der liebe Gott so gnädig an den Blumen bezeigt, und sie aus der harten Erde herauswachsen lässet an das milde Sonnenlicht, und ihnen so schöne, bunte Farben giebt, und Regen, wenn sie durstig sind, und hernach wieder warmen Sonnenschein: wie gut muß er sich da erst den Menschen, die seine Kinder, seine Söhne und Töchter sind, zeigen, und wie lieb muß er sie haben!«

Ach Mutter! sagte der Älteste, nun denke ich gewiß allemal bei den Blumen an den lieben Gott, und danke ihm, so oft ich eine stehen sehe, daß er sie so schön gemacht hat, und wir so viel daraus lernen können von seiner Liebe.«

»Das thue ich auch, sagte der Jüngste darauf, und bitte ihn, daß er mich ebenfalls so schön werden läßt, wie eine Blume.«

»Da hast du einen guten Wunsch geäussert, fiel die Mutter ein. Die Blumen können uns Menschen wohl zu Mustern dienen, und uns ermahnen, ihnen gleich zu werden am Leibe und vornehmlich an der Seele. Ihr zarter Kelch verträgt nichts unsauberes, und ist süßer Honig und würziger Geruch die Fülle darin.«

»Am Leibe und an der Seele? Wie verstehst du das, liebe Mutter?« fragte der Älteste mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Das meine ich so, mein Kind! belehrte die Mutter. Wenn dir ein neues, schönes Kleid gekauft worden ist, du dich gereinigt und es angethan hast: würde es mir wohl Freude und nicht vielmehr Kummer machen, wenn du einige Zeit nachher wieder vor mich trätest, und dich oder dein Kleid befleckt hättest? Eben so verhält es sich mit der Seele. Die ist einer Blume noch weit ähnlicher, als unser Leib. Sie kann Böses und Gutes in sich aufnehmen. Jenes macht sie kränklich, verderbt sie noch gänzlich, wie der Unflath der Erde die Blume kränklich macht und verderbt, wenn er nicht zeitig genug davon gethan wird; dieses aber hält sie frisch und gesund,

macht sie wohlgefällig vor Gott und den Menschen, läßt sich, wenn es in Worten und Handlungen aus ihr hervorgehet, dem süßen Honige, dem würzigen Dufte der Blumen, vergleichen.«

»Jetzt haben wir dich ganz verstanden, sagten beide Knaben mit freudeglänzendem Blicke, und wollen es dir immerdar in Wort und That beweisen.«

»Wenn ihr das thut, meine Kinder! schloß die Mutter, so werdet ihr schöne Blumen in dem Garten Gottes seyn, und von ihm gepflegt werden mit der zärtlichsten Sorgfalt, und Allen, die euch sehen, Liebe und Bewunderung einflößen.

Die Röslein.

Eines Tages, als Mutter Maria ihrem Töchterlein Röschen viele anmuthige Geschichten erzählt hatte, in denen allerlei Mädchen-Namen, Emma, Laura, Bertha und dergleichen weiter vorgekommen waren, fragte diese ganz betrübt: »Aber, liebe Mutter! warum hast du mir denn keinen so schönen gegeben? Der meinige klingt doch gar zu gewöhnlich, und hätte er mir auch früher, wo ich noch keine andern kannte, gefallen: so würde ich doch von heute an sicherlich keine Freude mehr daran haben.«

Die Mutter erwiederte aber als Antwort: »Komm, liebes Kind! laß uns hinaus in den Garten gehen!

Es ist ein herrlicher Morgen, den dürfen wir nicht in der Stube versitzen!«

Da nahm Röschen ihr Strickkörbchen geschwind an den Arm, und bald standen sie draußen unter den tausendfältig blühenden Blumen.

Röschen konnte sich kaum satt sehen an dem bunten Farbengemische, und vergaß Mutter, Stricken und alles Andere um sich herum vor lauter Freude; denn mit dem jungen Tage hatten sich überall frische Knospen blühend entfaltet.

Eben stand sie entzückt vor einem Rosenstocke, dem Einzigen im Garten, und rief der in einiger Entfernung stehenden Mutter zu: »Nein, hieher mußt du kommen, liebe Mutter! wenn du etwas Schönes sehen willst, zu den himmlischen Rosenknöspchen.«

Diese willfahrte gern der Bitte des Kindes, und freuete sich ebenfalls des herrlichen Blüthengewächses im Herzen.

»Aber, mein Kind! fragte sie nach einer Weile, wie verwundert, sollten dir denn die Röschen hier wirklich gefallen, da dir dein Name vorhin doch so widerlich vorkam?«

»Ach! liebe Mutter! erwiederte die Kleine, indem ihr Auge sich mit Thränen füllte, ach! ich habe wohl schon im Stillen bedacht, wie sehr undankbar ich vorhin gewesen bin, und schäme mich ordentlich vor den schönen Blumen, die sich ihres Namens so zu freuen scheinen.«

»Ja, wohl freuen sie sich! sagte die Mutter. Blitzt ihnen die Freude nicht aus den Augen heraus?

Und auch du, mein Kind! sollst immer froh und heiter seyn, damit du den Blumen, die dir den schönen Namen gegeben haben, gleichest, und Allen, die dich sehen, ein liebliches Bild werdest.

Die Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings, und sang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit stralenden Augen aus dem Garten in die Kammer. »O liebe Mutter! rief sie, komm, draussen ist viel Schönes zu sehen!«

»Nun was ist es denn?« fragte die Mutter.

»O etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine; aber du mußt kommen und sehen!«

»Das möchte ich wohl gern, antwortete freundlich die Mutter; aber siehe! das Brüderchen muß schlafen.«

Da versetzte das Mägdlein bittend: »Liebe Mutter! nimm du das Brüderchen mit hinaus. Dann siehet er es auch, und freuet sich mit uns.«

Da dachte die Mutter in ihrem Herzen: wie ist es dem kindlichen einfachen Sinne so eigen, jede Freude zu theilen, und sie dadurch sich zu verdoppeln und zu erhöhen! Fürwahr, die Einfalt verstehet die Kunst sich zu freuen besser, als die selbstsüchtige, grübelnde Klugheit: — wie könnt' ich länger mich weigern?

Die Mutter stand auf, und blickte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Da gieng sie an der Hand des hüpfenden Mädchens, und sprach: »Nun soll es mich wundern, was du denn Schönes hast!«

Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: »Nun sieh einmal, Mütterchen! die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Herde! Wie schön und wie lieb!«

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf der Weide gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Stral des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz, und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte eines zweiten Zuges der kindlichen Einfalt, die den hohen Glanz himmlischer Wesen in ihren kleinen Kreis hernieder ziehet, und sie mit irdischer Schönheit und Wohlgestalt bekleidet. So sah die kleine Adelheide in den Wölkchen des Himmels die Schäfchen der Erde.

»O wohl dir, du zarte kindliche Unschuld!« sagte die Mutter, und drückte das Mägdlein an ihren Busen.

Die Schutzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungshauch gebildet hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: »Wirst du nicht auch dem edeln Gewächs eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel es sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusch die großen und spitzigen Stacheln!«

»Der Dornbusch, antwortete der Engel der Blumen, gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen, und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch erfüllet werden!«

So sprach er, und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln.

Da sagte der Geist der Rose: »Wozu diese schwachen Spitzen? Sie werden die herrliche Blume nicht schirmen.«

Ihm antwortete der Engel der Blumen: »Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber verwunde. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen.«

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

Das Nelkenbeet.

»O Mütterchen, gieb uns Jedem ein Blumenbeetchen, das uns zugehöre, mir eins und Gustav eins, und Allwina eins, und Jeder pfleget dann des seinigen!«

So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte, und gab Jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Und die Kinder freuten sich über die Maaßen und sprachen: »Wann erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit seyn!« Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen.

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüthe, und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten, und er wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte.

Da trat er hinzu, und nahm die Knospen in seine Hand, und beschauete sie in ihren Windeln, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthenblättchen roth oder gelblicht hervorschimmerte.

Aber es währete ihm zu lange. Fritz brach die Knospen auf, und lösete die Blättchen allzumal auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: »Sehet, meine Nelken blühen!« Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, und trauerten und standen zerzauset und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinte um sie.

Aber die Mutter sprach: »Ungeduldiges Kind! mögen dieses die letzten Freuden deines Lebens seyn, die du durch eigene Schuld dir verderbest. Dann hast du die schwere und große Kunst zu warten nicht zu theuer erkauft!«

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt, und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: »Lieblichstes meiner Kinder! ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren.«

»So schmücke mich mit einem neuen Reize« — flehete darauf der Geist des Rosenstrauches.«

Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

»Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechtes.

Schöne Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

Die Rose.

»Schade, sagte ein Knabe zu seinem Vater, daß die Rose, wenn sie ausgeblühet hat, nicht auch eine schöne Frucht bringet, und so der Natur im Sommer ihren Dank abstattet für die schöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nanntest sie die Blume der Unschuld und Freude — dann wäre sie auch das Bild der Dankbarkeit.«

Da erwiederte der Vater: »Bringet sie denn nicht zur Verschönerung des Lenzes, des Lieblings-Kindes der Natur, ihre ganze Gestalt dar? Und für den Thau und Lichtstral, der von oben auf sie niederfällt, opfert sie der Luft ihren zarten Wohlgeruch und für den Frühling geschaffen, stirbt sie mit ihm. — Liebes Kind! der zarte unsichtbare Dank ist der schönste, und wie vermöchte die Unschuld undankbar zu seyn?«

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauche voll Knospen und blühender Rosen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauscht' ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hieng sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir

nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusche eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch?

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickle. Er schlug die Aermchen übereinander, und sah mit unverwandtem Blicke auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. — So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen.

Der Knabe fand bald, daß all sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und betrachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu.

»Wem sinnest du denn so ernsthaft nach? mein Kind!« fragte er. — »O mein Vater! sagte der Kleine, ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deßhalb habe ich sie gepflückt und auseinander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verletzt haben!«

»Das schadet nichts, mein Kind! erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsre Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen.«

»Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden,« sagte der Knabe.

»Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab. Und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste.«

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: »So sage du mir es denn, lieber Vater! wie die Knospe zur Blume sich bildet.«

Da antwortete der Vater: »Mein Kind! ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles andere weiß ich so wenig, wie du!«

»Die Natur giebt uns das vollendete Schöne — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht.

Da nahm der Knabe, von neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: »Wenn die Knospe

sich selbst so schön zu bilden vermag, schöner als alles, was die Menschen machen; warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? Warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig?

»Sollte sie denn wohl sich selber gebildet haben, Wilhelm?« fragte der Vater und sah den Knaben mit freundlichem Ernste an.

»O gewiß! antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch wie ich eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferziehet!«

»Einen Vater mit uns! — erwiederte gerührt der Vater des Knaben; aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!«

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe: denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Größe, Weisheit und Anmuth. Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben. »Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe!«

Das Vergißmeinnicht.

Eine Mutter saß mit Adelheide, ihrer erstgebornen, schön und lieblich aufblühenden Tochter, auf einem Hügel, der das stille Thal, wo sie wohnten, begränzte. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein, dessen Ufer mit wankendem Schilf und hellem Grün und Blumen bekleidet waren. Hier saß die freundliche Mutter in süßen Empfindungen und Gedanken der Vergangenheit verloren. Unterdeß hüpfte das Mägdlein hernieder an das Ufer des Baches, und sammelte einen Strauß Vergißmeinnicht, und reicht' ihn holdlächelnd der Mutter. Darauf fragte sie in Unschuld: » Warum nennt man diese Blümchen Vergißmeinnicht? «

» Du weißt ja wohl, sagte die freundliche Mutter, was die Bitte Vergißmeinnicht heißet und sagen will. Wenn du sie aussprichst, siehe, dann schwebet das Wort deines Herzens in den Hauch deines Mundes, und ein Laut wird das Zeichen deiner Empfindung; wenn du aber Jemand dieses Blümchen reichest, mit dem nämlichen Wunsche, siehe, dann blühet das Wort deines Herzens in diesem himmelblauen Blumenkelch. — Meinest du nicht, daß seine einfache Gestalt sich gut dazu eigne? Auch bedarf sie des Duftes nicht, eben so wenig, als die reine Empfindung vieler Worte. «

» Aber wann bekam wohl das zarte Blümchen den lieblichen Namen? « fragte Adelheide.

Die Mutter antwortete: »Sieh, mein liebes Kind, die Natur ist wie eine Mutter der Menschen. Sie reichet dem, der sie liebt, überall das Schöne, und in dem Schönen das Gute und Wahre, wenn er es suchet und erkennen will. — Denn erst muß der Mensch es in sich selber haben und erkennen, ehe er das Bild, das die Natur ihm reicht, verstehen mag. — Sie giebt ihm nur das Gleichniß, das Höhere muß er in sich selbst erzeugen.«

Darauf zog die Mutter ein kleines Gemälde hervor, und fragte Adelheide: »Kennest du dieses Bildchen? — »O! wie sollt' ich nicht, antwortete sie, es ist ja der Vater, der nun verreiset ist. O wie schön! ich seh' ihn lächeln, ich höre ihn reden!«

»Ich auch, Adelheide! sagte die Mutter mit inniger Empfindung. Aber wäre das wohl, wenn wir ihn nicht in unserm Herzen trügen? Und wenn das Bild auch noch viel schöner wäre, wir sähen ihn doch nicht lächeln, und hörten ihn nicht reden. Du blicktest es dann nicht also an, und sprächest nicht: Es ist mein Vater!«

Siehe, Adelheide! als ich noch ein Mädchen war, wie du, und dein Vater noch jenseits des Bächleins wohnte, da kam er hinüber, und wir liebten uns. Als er nun wieder von uns gieng, da begleitete ich ihn bis an dieses Bächlein. Ehe er aber von mir schied, brach er ein Blümchen, gab es mir und sagte mit leiser, zärtlicher Stimme: Lina! vergiß mein

nicht! — Seitdem wiederholet mir das einfache Blümchen immer das freundliche Wort.

Da sah Adelheide die Blume an und fragte: »Hat es denn seit dieser Zeit seinen schönen Namen?«

»Das nicht, erwiederte die Mutter. Aber auf dieselbe Weise hat es ihn zuerst empfangen, und das Wahre und Gute bleibt ewig jung und neu. — Aber damals empfand ich zum ersten Male des Namens Sinn und Bedeutung. Denn was man nicht mit dem Herzen begreift, das verstehet man nicht.«

»Ich liebte deinen Vater, fuhr die Mutter fort; er war ein edler Jüngling! So ward mir denn das Blümchen ein Bild meiner Liebe und jeglicher Liebe, und dieses wird es mir immer bleiben!«

»Aber, fragte Adelheide, wie ist denn das Blümchen ein Bild der Liebe, meine theure Mutter. Hat es auch etwas in seiner Gestalt, weßhalb es dazu ersehen ward?«

»Auch das, mein geliebtes Kind! antwortete die Mutter, wirst du finden, wenn du einst dein Herz genauer kennen wirst. Denn siehe, es wächst und blühet in stiller Bescheidenheit und freundlicher Unschuld. — Und daran lässet sich auch die Liebe erkennen. In ihr ist nicht stürmisches Wesen und Leidenschaft. — Ach! Adelheide, es giebt auch eine falsche Liebe, die des Namens nicht werth ist.«

»Und siehe, fuhr die Mutter fort, das Blümchen wächst und blühet an dem kleinen Bächlein, das durch unser Thal fließet. Auch nur in reinen unschuldigen Herzen wohnet die Liebe; dann verschönt und veredelt sie aber auch das Leben, so wie unser Blümchen den reinen Wasserspiegel des Bächleins. Ist es nicht, als ob es mit Blumen bekränzt vorüberflösse, und als ob kleine Sternlein in dem Himmel glänzten, den es in seinen Wellen zurückstralt! — Siehe, mein Kind! so erhöhet auch die Liebe das Leben, und darum ist es so still und freundlich in unserm Hause, weil sie darin wohnet.«

»Und nun, meine Adelheide! schau' die schöne Farbe des einfachen Blümchens! Es ist die Farbe des Himmels. So ist auch die Liebe eine himmlische Pflanze, aus himmlischem Saamen geboren und himmlische Blüthen tragend!«

Also redete die Mutter. Darauf reichte sie mit holdseligem Lächeln ihrer Tochter eine der Blumen und sprach: »Auch du Adelheide, mein geliebtes Kind! vergiß mein nicht!«

Adelheide aber schmiegte sich an ihre Mutter, eine helle Freudenthräne glänzte in ihrem Auge und sie sprach: »Ich bedarf des Blümchens nicht, liebe Mutter! — nicht des Bildes. Ich habe ja dich selber.«

Die Mutter sprach: »Nun, so gedenke dabei der Lehre des Blümchens aus dem Munde der Mutter!«

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Hermann und Allwina, die blühenden Kinder des Pachters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und in den milden Stralen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Blümchen zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauche wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

Denn die fromme Herzenseinfalt empfängt auch die kleine Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung.

Darauf sprachen die Kinder untereinander: »Lasset einen Jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern!« — Und sie freueten sich ihres Vorsatzes, und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. — »Dort, in der Laube kommen wir wieder zusammen!« riefen sie.

So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese!

Bald erschienen sie wieder alle drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: »Nun soll ein Jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat!«

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkoren. »Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Segnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und Jeder trägt ein Sträußlein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborene Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum habe ich es mir zu meinem Blümchen erkoren.«

Also sagte Gustav, und reichte Hermann und Allwina einige seiner Blumen. Diese aber empfiengen sie mit inniger Freude: denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstrauß. Es war die zarte Feldlilie, die unter den kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglöckchen wie Perlen aneinander gereiht, und weiß wie

Sonnenlicht, erhebet. »Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählt: denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens, auch verkündet es mir die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem alles lebet und webet? — Sehet, darum hab' ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren!« —

Also sprach Hermann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden andern empfiengen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Allwina, das fromme, liebliche Mädchen mit ihrem gesammelten Blumenstrauß. Es war das blaue, zarte Vergißmeinnicht. »Sehet, ihr lieben Knaben! sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzt dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich hab' es mir zum Lieblinge erkoren, und geb' es euch Beiden.« So gab sie es den Brüdern mit einem Kuße. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem lieblichen Bunde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkoren. Da sprach Allwina: »Wir wollen in zwei Kränze sie flechten, und den lieben Ältern sie weihen!«

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Ältern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freuten sich die Ältern ihrer guten Kinder und sprachen: »Ein lieblicher Kranz! Liebe, Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! Sehet! wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!«

»Aber es fehlet noch eines« — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Ältern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: »Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!«

Die Blumenbeeten.

Jakob und Gertraud, zwei liebe Geschwister, hatten große Freude an den Blumen. Daher baten sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab Jedem ein Beet im Garten, und die Kinder streueten allerlei Blumensaamen hinein, und begoßen fleißig die liebe Aussaat. Sie blieben oft stundenlang dabei stehen, und harreten mit ungedul-

digem Verlangen, ob sie denn noch nicht sehen möchten, wie die Saamenkörner aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fiengen die Kinder an zu trauern und sagten: »Ach! wir haben die Beete vergebens besäet und begossen, denn wir bekommen ja doch keine Blumen!«

Als sie aber nach etlichen Regentagen mit dem Vater hinausgiengen, um nachzusehen, da hatte die Erde sich endlich gehoben, und die zarten Blumenpflänzchen waren erstanden, und jedes war mit einem Thautropfen, gleich einer Krone, geschmückt. Da freueten sich die Kinder über die Maaßen, hüpften munter umher und riefen: »Ei! sieh doch, liebster Vater! sieh nur die Herrlichkeit alle auf einmal! O! wir haben schon bange geharrt und hätten so gerne gesehen, wie es zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen!«

Darauf antwortete der Vater: »Allzeit, meine Kinder! waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringt die zarten Keime und Blüthen und jede erfreuliche Gabe — ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht.«

»Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wachet sie allein noch und bereitet den Kindlein mancherlei Schönes und Gutes still und heimlich. Erwachen die Kindlein dann am Morgen, so stehen die Gaben vor

ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen umher und genießen davon, und die liebende Mutter lächelt ob der Freude der Kinder.«

»Also, meine Kinder! sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken, sey eure Lust; aber wirket es still und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.«

»Nur eine Gabe im Stillen gereicht, ist kostbarer im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat — ist nicht so sehr die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.«

Die Lilie
oder
die Lehre des Herrn.

Gotthold, der Sohn frommer Ältern, stand eines Tages vor einer Lilie, sinnend und mit gefalteten Händen, und auf seinem Angesichte leuchtete stille Andacht und die innere Rührung seines Herzens. So traf ihn sein Vater. »Wem sinnest du nach, mein Sohn?« fragte ihn der Vater.

Da antwortete Gotthold: »Ich gedachte des Wortes, das der Heiland über die Blume aussprach, als er über Salomons Herrlichkeit sie erhob.«

»Und warum dünket dich dieses so eigen? fragte der Vater; du scheinest gerührt.« — »O mein Vater! antwortete der Knabe, es rühret mich, daß er, der Hohe, sich herabließ zum Lobe einer vergänglichen Blume und ihrer irdischen Schönheit.«

Darauf sagte der Vater: »O wohl, mein Sohn! ich lobe und theile deine Empfindung. Er neigte sich zu dieser irdischen Blume, um alles irdische zu erklären und den Menschen zur himmlischen Blüthe zu erheben.«

»Auch in dem stralenden und duftenden Kelche des verwelklichen Gewächses lehrte er sie den Urquell und Vater alles Lichtes und Lebens erkennen; er machte durch sein Wort die stille Blume zur Trösterin betrübter Seelen und pries zugleich ihre einfache Schönheit. Siehe! so stehet die Blume ein irdisches Bild seiner himmlischen Weisheit, die Wahrheit, Güte und Schönheit zu einem ewigen Bunde vereint. Und vergänglich? — setzte der Vater nach einer Pause hinzu — siehest du nicht die Lilie in derselben Schönheit, worin der Herr sie sah?«

Die Blüthe.

»Wie bedürfte der Allgenugsame meines Dankes?« — sagte Othniel zu seinem Lehrer Simeon.

»Nicht Er, antwortete der Greis, aber Du.«

»Ich des eigenen Dankes, den ich dem Höchsten darbringe? Welch' ein Wiederspruch!« fragte der Jüngling.

Der Greis antwortete: »Heißet nicht der Schöpfer die Pflanze blühen, bevor sie die Frucht bringet?«

»Es ist der Pflanze Vollendung,« sagte der Jüngling.

»Die Dankbarkeit, sagte der Greis, ist des Geistes Blüthe.«

Nach einer Weile fragte Othniel: »Warum blühet die Pflanze so spät, und, wie sie grünet, nicht immer?«

»Ihr Grünen, sagte der Greis, ist der Blüthe Beginn. Erst schmücket sie die mütterliche Erde, deren Schooße sie entsprang; dann vollendet sie sich selbst im himmlischen Lichte.«

»Aber die Frucht und den Saamen?« fragte der Jüngling.

Und Simeon antwortete und sprach: »Beides giebt sie der Erde zurück, woraus sie den Saft, ihre Nahrung zog. So blühet, säet und ärndtet sie ohne Aufhören. Thue desgleichen!«

Die Bienen und der Schmetterling.

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte, und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des kleinen Völkchens. Unterdeß flatterte

ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes, die Blaue des Himmels und der Purpur der Abendröthe flossen auf seinen großen Flügeln in einander. Er wiegte sich auf einer Blume, und schwebte dann vorüber.

»Welch' ein schönes Geschöpf! — rief der Bienenvater — und es entwickelte sich aus einer kriechenden Raupe!«

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: »Ich glaubte, ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für eure Bienenkörbe, und übersähet die andern Gaben der Natur!«

»Freund! erwiederte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht aus Eigennutz, blos um des Vortheiles willen, den sie mir bringen. — Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je inniger er sich der Natur mit Liebe anschließt, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellt sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgiebt.«

»Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch nicht mit der ämsigen, nützlichen Biene vergleichen.«

»Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngern Freunde: »Mein Lieber! hier hast du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen, des gebundenen Geistes in seinem irdischen Wirken. Dort das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die fein-

sinnigen Bildner des Alterthumes die reine entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlinges.«

»Freilich ein Bild und Gleichniß! — erwiederte jener — aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen?«

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: »Soll denn das Geistige und Höchste immer an die Erde gefesselt, und das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? Das hieße, seine göttliche Natur entadeln.«

Der irdische und himmlische Segen.

Es war eine lange traurige Dürre im Lande. Heiß brannte der Sonnenstral vom wolkenlosen Himmel, und versengte die Gräser und Blumen auf dem ausgedörrten Boden. Ermattet durch die stechende Gluth zogen die Quellen langsam und immer langsamer dahin, und die welkenden Blätter begannen allmählig, wie wenn es Herbst wäre, von ihren Ästen sich abzulösen. Nur hie und da, wo dunkle Baumgruppen ihre erquicklichen Schatten warfen, grünte das Gras noch in lieblicher Fülle: denn ein erfrischender Thau tränkte die matten Halme jeden Abend mit seiner belebenden Kraft.

In der erfrischenden Kühle des Morgens giengen zu dieser Zeit einmal zwei Landleute auf ihre Felder hinaus. »Nachbar, sagte der eine von ihnen, Ber-

thold, wann wird einmal der Himmel sich öffnen? Ist es doch, als habe er sich für immer verschlossen!«

Und es antwortete ihm der Nachbar Johannes: »Ich habe an diesem Morgen einen tröstenden Psalm gelesen von Gottes Güte und Barmherzigkeit; laß uns dem trauen, der die Vögel des Himmels nähret. Siehe! wie dort die Thautropfen auf der Wiese glänzen! Das Morgenroth leuchtet in sie hinein, und sie blitzen wie Regenbogen. Darum stehen auch unsre Wiesen noch so grün und so schmuck. O! die Erde ist wohl eine gute Mutter, sie erquicket ihre Kinder mit stiller segnender Liebe, und wenn der Himmel seine Gaben zu versagen scheinet, dann öffnet sie ihren Schoos, und lässet die Thautropfen aufsteigen, daß all' ihre Kindlein getränket werden.«

»Wie könnte sie auch anders, setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, ist sie doch der Kindlein Mutter, und erziehet sie, und bringt sie groß, und lässet sie wiederum sterben an ihrem Busen.«

»Aber siehe! sagte Bertholb darauf, sie vermag dieselbigen dennoch nicht nach Genüge zu ernähren. Die Thautröpflein, die sie giebt, sind nichts denn ein stärkendes Labsal, um den nahenden Tod auf Augenblicke abzuhalten.«

»Sie thut, was sie kann, mein Freund! erwiederte der alte Johannes; wie magst du etwas Größeres von ihr fordern? Ach! die Fülle ihrer Gaben vermag freilich ihre zarten Gebilde nicht zu halten, wenn nicht der himmlische Segen wohlthätig auf sie hernieder-

strömet. Aber dennoch wollen wir sie dankbarlich preisen.«

Wiederum des andern Morgens giengen sie hinaus auf ihre Felder. Der Sohn Bertholds geleitete sie, und freuete sich kindlich auf das Blitzen der Tropfen im Morgenrothe. Aber siehe! es war in der Nacht kein Thau gefallen. Da sprach er betrübt zu seinem Vater: »Ach! wie wird es nun unsern armen Pflanzen ergehen! Jetzt hat die Erde ihnen auch ihren Segen entzogen. Sie werden verwelken allesammt, ehe denn der Abend kommt!«

»Nein, mein Sohn! entgegnete ihm sein Vater, es wird regnen, ehe denn der Abend kommt!«

»Ist dir das im Traum offenbar worden, mein Vater?« fragte der Knabe. — »Nicht also, war die Antwort, sondern es hat sich mir bewähret in langer Erfahrung, daß, wenn der Thau ausbleibet, alsdann der Regen nicht mehr ferne ist.«

»Das ist doch sonderlich!« erwiederte der Knabe.

Und der alte Johannes nahm jetzt das Wort und sprach: »Was bedürfte es auch noch des irdischen Segens, wo der himmlische in Fülle gegeben wird? Bescheiden beugt sich die Erde vor dem Kommen einer höhern Macht. Sie tritt mit ihren Gaben zurück, wenn die Pforten des Himmels sich öffnen.«

So sprach der Greis, und von Westen her wälzten sich dunkle Gewitterwolken am Himmel hin. Ehe die Mittagsstunde kam, hiengen die Regentropfen an allen Blumen und Halmen.

Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haare wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Ärndte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seyen, der mehr denn sechzig Ärndten gewältigt.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwader zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: »Mein Großvater, woher hast du solch' ein gutes Alter?«

Da antwortete der Greis und sprach: »Siehe! mein Sohn! ich habe von Jugend auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen, dadurch hab' ich mir den frischen Muth bewahrt! Ich habe fleißig meines Berufes gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen! Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen, dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet! Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes Gnade in mir befestiget und gegründet worden. — Thue desgleichen, mein Sohn! so wird dein Alter seyn, wie eine volle Garbe, die der Herr der Ärndte mit Freuden in die Scheune sammelt.«

»Wem vergleichest du denn ein böses Alter?« fragte der Jüngling.

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises, da nahm dieser seinen Stab, und zeigte auf eine Distel am Wege und sprach: »Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Saamen verwehen.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Ähren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen, zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheune, und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle: denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg, und voll irdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeine und sagte: »Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Ähren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!«

»Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.«

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: »Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig, und erstattet

ihn vielfältig. Der Mensch empfieng so viel, und bringet oft so wenig.«

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt: denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage, und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Scham und sprach zu dem Pfarrherrn: »Wohl sollte Jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deßhalb soll der Mensch im Schweiße seines Angesichtes arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Ähre an Ähre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu seyn.«

Aber der Pfarrherr sagte darauf: »Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Ähre an die Ähre, auf daß Viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber, und bringet den Halm und die Ähre, und die Tage der Ärndte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothblühenden Mohn, und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn

des Feldes erinnern, daß es noch etwas anders giebt, als den Staub der Furche und die Ähre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe.«

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede, und er vernahm sie mit finsterer Stirn, und gieng von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

Die Kornblumen.

Zur Zeit, als die Ärndte nahe war, wandelte Walter mit seinen Kindern an einem Kornfelde vorüber. Die Ähren voll gewichtiger Frucht bogen sich, eine dicht an die andere gedrängt, tief zur Erde herab, und nur die holden, blauen Blumen darunter trugen ihre Häupter aufrecht.

Die Kinder hatten schon vieles gefragt, mancherlei beantwortet, als Wilhelm, der eine Zeitlang schweigend vor sich hingegangen war, zum Vater mit den Worten trat: »Es ist doch sonderbar und gewiß nicht ohne Bedeutung, daß der liebe Gott diese Blumen hier unter die Ähren gestellt hat; aber ohngeachtet alles Nachsinnens habe ich bis jetzt noch nicht auffinden mögen, warum es wohl geschehe.«

»Und doch möchte es nicht sonderlich schwer seyn!« versetzte der Vater; und als er bemerkte, daß der

Knabe über sein Unvermögen, es herauszubringen, traurig ward, fuhr er also fort: »Die Ähren da sind, wie ihr wisset, aus geringen Körnlein, die der Landmann zur Herbstzeit in den Boden streuete, hoch und lästig, einem Walde vergleichbar, empor gewachsen, und wenn sie unter Schweiß und Mühe in die Scheuer gebracht worden sind, so werden sie zu unserer Nahrung weiter verarbeitet. Nun könnte der Mensch, wenn er sie so herrlich auf dem Gefilde prangen sieht, leicht auf den Gedanken kommen, als sey dieses einzig und allein das Werk seines Fleißes, als habe es dabei gar keines Andern Zuthun bedurft. Dieß wäre aber irrig, ja sündlich! Darum hat Gott, der uns gern durch tausenderlei Zeichen und Merkmale an sich, an seine Liebe und Güte erinnert, diese mit dem Gewande des blauen Himmels so schön bekleideten Blumen unter die Ähren gestellt, auf daß wir Menschen dabei denken mögen, wie aller Segen vom Himmel her, aus seiner väterlichen Hand, zu uns herabkomme! Wer dieses Bild aufgefaßt hat, wird nie an einem Ährenfelde vorübergehen, ohne sich still im Herzen zu sagen: Ja, alles Menschenwerk würde, ohne den Segen von Oben, nie zu einem vollendeten Werk!«

So sagte der Vater zu seinen Kindern, und sie blickten fröhlich von den schönen Kornblumen nach dem Himmel, und von dem Himmel zurück auf die Blumen, und pflückten ihrer viele, um sie der Mutter zu bringen, und ihr das liebliche Bild zu wiederholen.

Die Aerndte.

Mit Wonnegefühl sah Johannis, der weise Lehrer, zur Zeit der Ärndte das frohe Regen und Weben, Mähen und Sammeln auf den gesegneten Fluren, und er sprach also zu seinen Schülern:

Die Ärndte ist gleich einem festlichen Mahle, welches ein Hausvater seinen Kindern bereitete. Und an dem Tage des festlichen Mahles gab er Einigen seiner Kinder mannichfaltige Gaben und gab ihnen so reichlich, so freundlich und so liebevoll, daß ihnen die Thräne des Dankes und der Freude in's Auge trat. Aber Einige unter ihnen entließ er ohne Gabe. Da traten die Armen zurück, und ihren Augen entfloß auch eine Thräne; aber es war nicht die Thräne der Freude, sondern die, welche der Schmerz auspreßt.

Innig gerührt sahen dieß ihre beglückteren Brüder, und »Nein! Nein!« sprachen sie mit Einem Munde, »Nein, das kann nicht der Wille unsers guten Vaters seyn, daß ihr trauern solltet an dem Tage, an welchem wir uns seiner Güte freuen. Und wie könnten wir uns auch selbst freuen, so lange wir euch trauern sehen? Nein, kommt und empfanget auch ihr euern Theil von dem Segen, den der gute Vater uns gegeben hat!«

Also sprachen sie, und gaben mit milder Hand, und heiter wurde das Angesicht derer, die empfangen, noch heiterer derer, die gegeben hatten.

Da blickte der Vater mit Wohlgefallen auf sie Alle, und sprach: »Seyd mir gesegnet, meine Kinder! Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt. Glaubet nicht, daß ich irgend einen unter euch vergessen hätte. Wie könnt' ich das? Ihr seyd ja Alle meine Kinder. Aber absichtlich vertheilte ich meine Gaben so, daß das Band der Bruderliebe durch Geben und Empfangen unter euch fester geknüpft und der Eine durch Mildthätigkeit, der Andere durch Dankbarkeit veredelt werde. Ihr habt meinen Sinn errathen, und nach meinem Herzen gehandelt; darum seyd mir gesegnet, meine Kinder.«

Das Schöne.

An einem frühen Maimorgen führte ein Vater seinen Sohn Theodor in eines reichen Mannes Garten, den Theodor noch niemals gesehen hatte. Der Garten aber lag fern von der Stadt und war sehr schön geschmückt mit allerlei Stauden und Gewächsen, Blumenbeeten und Obstbäumen, Laubgängen und schattigen Gehölzen. Mitten durch den Garten floß in manchen Windungen ein klarer Bach, der oben von einem Felsen stürzte, und unten einen runden See bildete. Hier im kühligen Grunde rauschte die Mühle. An den schönsten Stellen des Gartens waren Rasensitze und grünende Lauben.

Theodor konnte sich nicht satt sehen an allen Herrlichkeiten, und gieng zur Seite seines Vaters, mehren=

theils schweigend, zuweilen aber sagte er: »O mein Vater! wie schön und wie herrlich ist dieser Garten!«

Der Vater aber erzählte ihm, wie alles dieses vor zwölf Jahren ein wüster Platz und sumpfiger Grund gewesen, und wie der Herr des Erbes alles so schön bepflanzt und geordnet. Da erstaunte der Knabe noch mehr, und lobte den kunstreichen Mann, der alles so schön und erfreulich umgewandelt und erschaffen hatte.

Als sie nun vielerlei gesehen hatten und ermattet waren von dem Wege, führte der Vater den Knaben durch das Gebüsch zu dem Wasserfalle des Baches, und sie lagerten sich am Abhange eines Hügels. Hier hörten sie das Rauschen des Wassers, das schäumend von den Stufen des Felsen stürzte, und rings umher saßen im Gesträuche die Nachtigallen und sangen zu dem Rauschen des Baches. Da däuchte Theodor, er habe noch niemals solch' schönen Nachtigallgesang gehört.

Während sie also saßen und horchten, vernahmen sie Stimmen von Kindern und von einem Manne. Es waren aber die Kinder des Müllers, ein Knabe und ein Mädchen, und sie führten den Großvater einen blinden Greis, in ihrer Mitte, und erzählten ihm allerlei von den blühenden Stauden und Bäumen am Wege und ergötzten den Greis durch liebliche Worte und Reden.

Darnach führten sie den Vater in eine Laube auf einen Sitz zwischen den singenden Nachtigallen, und

küßeten ihn, und sprangen in den Garten, ihm Blumen und Früchte zu holen.

Der Greis aber lächelte, und als er allein war, entblößte er sein Haupt, und betete mit freudigem Antlitz. Da gieng Theodor und seinem Vater das Herz über, und sie beteten auch und dankten zusamt dem Greise. Theodor aber weinte vor Empfindung seines Herzens.

Bald darnach erschienen die Kinder und jauchzten von ferne. Und sie brachten dem blinden Großvater duftige Blumen und reife Früchte. — Theodor aber sagte zu seinem Vater, als sie nach Hause giengen: »O! wie reich und schön war dieser Morgen!«

Die Bäume.

Theobald und Julius, zwei fromme Jünglinge, waren mit einander aufgewachsen von früher Kindheit an. Die ganze fröhliche Knabenzeit war ihnen zusammen verschwebt, und alle harmlosen Spiele der Jugend hatten sie gemeinschaftlich getrieben, und es war kein Ort der süßen heimathlichen Gegend, wo nicht ihre jugendlichen Seelen in einander geflossen waren im holden Wechselbunde inniger Freundschaft und Liebe. Die Jahre giengen dahin, aus den Knaben wurden Jünglinge. Da erweiterte sich ihre Brust, bedeutungsvoller ward jedes Wort, das sie sprachen, reicher und blühender ihre Einbildungskraft, süßer und ahnungsvoller ihre Träume. Und mit der wachsenden

Kraft ihres innern Lebens, erstarkte auch in hoher Fülle der feste Bund ihrer Freundschaft, also daß sie nie mit seligeren Gefühlen sich gegenseitig umschlangen.

Da nahete sich ihnen des Lebens ernster und schwüler Tag, und Theobalds Vater rüstete sich mit den Seinigen allen, das Land der Heimath zu verlassen und über das Meer zu segeln. Und als die Jünglinge das Wort vernahmen, das ihnen Trennung gebot, da hielten sie sich umfaßt in schmerzlicher Rührung und weineten Einer an des Andern Brust. Am Abende vor dem bangen Abschiedstage giengen sie zusammen in ein Gebüsch nahe bei Theobalds Wohnung. Da setzten sie sich unter den Schatten der Bäume hin, und schlangen ihre Hände in einander und sprachen nur wenige herzliche Worte. Noch einmal erneuerten sie den Bund ihrer Jugend auf Leben und Tod.

Da sprang Theobald in hoher Begeisterung vom Boden auf: » Siehe! so sprach er zu seinem Freunde, diese Bäume sollen des gegebenen Wortes Zeugen seyn, und ein Denkmal dieses heiligen Abends. Auf! und laß uns unsere Namen in die glatte junge Rinde schneiden, und wenn ich dann einst wieder heimreise aus dem Lande jenseits des Meeres, dann wollen wir Arm in Arm zu ihnen hinwandern, und in ihrem heiligen Schatten uns unserer Jugend freuen und unserer frommen Freundschaft. «

Also sprach Theobald, und man vernahm ein leises Gesäusel in den Wipfeln der Buchen.

Darauf nahm er ein Messer, und schnitt seinen Namen ein in die Rinde, sammt dem Jahrestage, an

dem dieß geschehen war, und Julius wählte sich den Baum, der daneben stand, und schnitt auch seinen Namen in die Rinde. Und beide verstummten und bebten, und weinten sehr.

Aber Theobald kehrte nicht wieder aus dem Lande jenseits des Meeres in langer, langer Zeit, und es ward ihm auch keine Kunde von seinem geliebten Freunde. Die Jahre seiner Jugend schwanden vorüber, und die Jahre seines männlichen Alters. Endlich als er nun ein Greis geworden, da nahm er zusammen seine Haabe, und fuhr über das Meer, und kehrte zurück zu dem Boden seiner Heimath.

Und als er nun näher kam zu der vaterländischen Gegend, da vernahm er die Nachricht, daß sein Freund noch lebe und in alter herzlicher Jugendliebe seiner gedenke. Wie von jugendlicher Begeisterung getrieben, wandte er seinen Fuß zu seines Julius Wohnung, und die beiden Greise sanken einander in die Arme, und hielten sich umfaßt, als wollten sie sich nicht lassen, und Thränen zitterten in ihren grauen Augenwimpern.

»Stehen unsre Bäume noch, rief Theobald, mit den Zügen unsrer Namen?« — »Ja, sie stehen noch, sagte Julius; komm, laß uns dort das Fest unsers Wiedersehens feiern!« — Da wankten sie hinaus, auf ihre stützenden Stäbe gelehnt, und leuchtende Abendwolken schwebten über ihre silberne Scheitel.

Jetzt standen sie vor den Zeugen und geweiheten Denkmälern der Jugend und Freundschaft. Hoch in die Lüfte gestrebt waren die dichten Zweige und die starken

Äste, und die wehenden Wipfel. Aber die Rinde war zerfurcht und zersprungen »Siehe! sprach Julius, wie sind unsre Namen verändert. — Ach! du Lieber! wie ist es doch so ganz anders denn ehemals. — Hat nicht auch die Zeit unsre Wangen zerfurcht, und die Züge des Angesichtes uns entstellt?«

»Laß uns nicht klagen, mein Bruder! sagte Theobald darauf. Mag auch die Schrift unserer Namen veraltert seyn, sie wird erst verwittern mit dem Leben des Baumes. Mag auch unser Angesicht nicht mehr jugendlich blühen, siehe! das heilige Leben unsrer Freundschaft ist uns geblieben, und wir sind noch immer die nämlichen. Was mit heiligem Sinne gezeichnet ist in die Rinde des Baumes und in das reine liebende Herz, das kann die Zeit wohl anders gestalten, aber das Wort selbst bleibet stehen mit unauslöschbarer Schrift.«

Also sprachen die Freunde, und einige Zeit nachher starben sie, und wurden nebeneinander begraben unter den Schatten der heiligen Bäume. Und man betrachtete die Namen und die Bäume lange mit zarter Ehrfurcht, und noch viele Jahre erhielt sich die Sage von den beiden Freunden in der ganzen Gegend umher.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes

Daseyn. »Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Ceder, Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt.« — »Jehovahs Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.« — Der Apfelbaum sprach: »Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes.« — Und die Myrthe sprach: »Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen.« So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. »Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu seyn, Stamm und Äste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten.« Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe! da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah sein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen

Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele standen entfruchtet da! er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreuet sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde!

Die Linden.

Ein Landmann, ein Greis von fünf und siebenzig Jahren saß an einem Sommertage mit seinen Kindern und Enkeln in dem Schatten zweier Linden, die er an seinem Hochzeittage vor der Thür seines Hauses gepflanzt hatte. Die Bäume waren hoch und dicht belaubt, lieblich und kühl fiel ihr vereinter Schatten auf den heitern Familienkreis, und nur zuweilen, wenn ein leises Lüftchen die Äste und Blätter bewegte, floß das Sonnenlicht in glänzenden Kugeln auf den steinernen Tisch, und hüpfte hin und her in dem fröhlichen Kreise und auf den braunen Wangen und auf dem Silberhaare des muntern trefflichen Greises.

Da sah der Greis um sich her und sprach: »Kindlein! diese Bäume sind mir die liebsten von

allen, die jemals meine Hände gepflanzt haben. Wohl, sprach er, sah ich mit Ehrfurcht zu der hohen Eiche hinauf, der Königin des Waldes, und mit Dankbarkeit empfang' ich die Frucht des wohlthätigen Äpfel- und Birnbaumes und der erfreulichen Rebe. Aber diese beiden gehen mir vor allen!«

»Weil du sie an deinem Freudentage pflanztest!« sagte der jüngste Sohn des Greises, der Bräutigam war, und lächelte seine Braut an.

»Ja, Kindlein! sagte der Greis und blickte mit Wohlgefallen auf sein Hausmütterchen, die neben ihm saß — es giebt ihnen einen Werth mehr in meinen Augen — sie erinnern mich an fünfzig fröhliche Jahre.«

»Aber, Vater! welch' eine Menge Äpfel oder Birnen hätte man in fünfzig Jahren gewonnen, wenn es solche Bäume gewesen wären,« sagte eine Tochter des Greises, die fleißige Schaffnerin seines Hauswesens, halb scherzend, halb im Ernste.

»Du scherzest, mein sparsames Töchterchen, antwortete der Greis, denn du weißt, so gut wie ich, daß der Mensch nicht allein von dem lebet, was zum Munde hineingehet. Er hat auch das Bedürfniß eines höheren und erbaulichen Lebens, und hiezu bedarf er wieder der Zeichen und Bilder und Tempel. — Sehet! Kinder! diese Linden sind die Bäume des häuslichen Bundes! Stehen sie nicht, wie zwei Priester vor unserer Heimath?«

»Wer wird, fuhr der Greis fort, nach dem Ertrage und Nutzen fragen? Freilich, sagte er, das

weiche Holz meines Lieblingsbaumes taugt nicht einmal zum Verbrennen, viel weniger zum Bau der Hütten oder Palläste, — aber er gewähret mehr, er wird selbst zu einer freundlichen Wohnung und giebt Schatten und Schirm gegen die Hitze des Sommertages.« — Der Greis blickte um sich her, und Alle verfolgten mit vergnügten Augen die hüpfenden Lichter und die wankenden Schatten.

»Er dämpfet den glühenden Strom des himmlischen Lichtes, und sendet es in runden Stralen hernieder. Wir fühlen in seinem kühligen Dunkel, wie lieblich das Licht ist. Es ist, als könnten wir es mit den Händen greifen. — Seht! darum auch erscheinen mir diese Bäume wie Priester und Vermittler zwischen der dunkeln Erde und dem Reinsten, was von oben auf uns herniederfleußt.«

»So bringt uns das stille häusliche Leben den Urborn des ewigen Lichtes näher! Wir lernen, was Vater heißt, und benennen Ihn, der Himmel und Erde erfüllt, mit dem kindlichen Worte!« — Der Greis erhob, indem er dieses sprach, sein Haupt; er blickte aufwärts in die Linde, und zur nämlichen Zeit fiel ein Lichtstrom auf sein Gesicht. Er sah aus wie verklärt.

»Und wenn ein köstlicher Regen — fuhr er fort — vom Himmel die durstenden Felder erquickt, dann, nach der ersten Freude und wenn das thauende Gewölk vorübergezogen, träufelt es noch lange von den Blättern meines Baumes. Es ist, als ob er uns

mit priesterlicher Hand gern in jedem fallenden Tropfen des Himmels Segen und Milde zeigen möchte.«

»Also ist auch das häusliche Leben. In seinem Schoos wohnet die lange Freude. Es vertheilet die Gaben, und stimmt die verstummende Entzückung zur heitern Dankbarkeit, und in ihm wird der Sturm jugendlicher Gefühle in eine langdauernde stille Fröhlichkeit verwandelt.«

»Und wenn auch ein Donnergewölk heraufzieht, man darf unter dem Obdach des friedlichen Baumes den furchtbaren Zug des Wetters sicher beschauen. Er ziehet den Blitz nicht hernieder, wie die stolze Eiche, sondern schirmet die Wohnung vor der Gewalt des Sturmes.«

»Und in seinem Laube, als wär' es ein Heiligthum der Unschuld und Liebe versammelt sich das fröhliche Leben. Hierhin flüchtet der Tauber mit seinem Täubchen und die häusliche Schwalbe mit ihren Jungen in der Hitze des Mittags, hier bauet der zutrauliche Finke und bunte Stieglitz jährlich sein Nest; hier sang am stillen Abend und frühen Morgen die Nachtigall ihr unvergleichliches Lied, und an seiner Wurzel lagert sich der treue Hund und das bunte Geflügel des Hofes. — Auch ruhet in seinem Schatten gerne der müde Pilger, und mancher Arme fand hier Erquickung.«

»Ach! Kindlein! das fromme häusliche Leben verbirgt des Guten und Schönen so vieles. Es ist die Heimath der freundlichen Milde, der Gastfreiheit und Wohlthätigkeit.«

»Und welch' einen lieblichen Wohlgeruch streuet jetzt des Baumes bescheidene Blüthe um sich her! Seht! um seine Krone flattern die buntbeschwingten Kinder des Sommers; und horcht! wie summt es in seinen Zweigen! An jeder Blüthe schwankt eine Biene, um Honig und Wachs für ihre Zellen zu sammeln.«

»So gedeihet nur in dem stillen Schoos des häuslichen Lebens der fröhliche Fleiß und der heitere stille Genuß, den keine Reue verbittert.«

Unter diesen Bäumen, sagte der älteste Sohn, verflossen uns die lieblichen Tage unserer Kindheit. Hier war der Spielplatz unserer Jugend. Alle unsere Namen stehen in der Rinde des Baumes.

»Ja, Kindlein! sagte der Greis, in diesem Schatten erwuchset ihr zu dem ernsten höhern Leben. Die Tage der Kindheit bedürfen des sanften Schattens und gemilderten Lichtes zu ihrer Entfaltung. Hier bildete sich euer Leib zur Kraft und Gewandtheit, und eure Seele wurde bewahret in reinem kindlichen Wesen. Unbesorgt wandeltet ihr hier vor den Augen eurer Ältern; eure Namen stehen in der Rinde des Baumes, und zu den eurigen gesellen sich die Namen eurer Geliebten, zu den Kindern die Enkel.«

»Nur in dem friedlichen Boden des heimathlichen Lebens gedeihet der Geist der Liebe und der himmlische ruhige Sinn des Glaubens und der Hoffnung.

Der Greis blickte empor und schwieg. Darauf begann er von neuem: »Wie sie jetzt noch in voller Blüthe stehen, die hohen priesterlichen Bäume und den Schatten auf uns hernieder senden. Noch eine kurze Zeit, dann kommt der Herbst und die Stunde des Verwelkens. — Aber auch ihr Verblühen ist schön. Ernst sinket die Blüthe kreiselnd hinab, dann bleichet sich das Blatt und spielt in mancherlei Farben, und nun löset es sich leise vom Zweiglein und schwebet hernieder. — Wir häufen dann das welke Laub um den Stamm des Baumes, damit es die Wurzel gegen den Winterfrost schütze und sie nähre, und gedenken dankbar des Schattens und der Freuden, die es uns grünend gewährte.«

Als der Greis dieses sagte, blickten die Kinder mit Wehmuth ihn und die Mutter an, und in manchem Auge stand eine glänzende Thräne.

Da wandte der Greis sein lächelndes Angesicht im Kreis umher und sprach: »Kindlein! muß er denn nicht? So will es die freundliche Natur. Sie entkleidet den Baum, wenn wir seines Schattens nicht mehr bedürfen, auf daß sie unserer Wohnung den freien Zugang des Lichtstromes und der Sonnenstralen gewähre. Er legt ja nur sein Laub ab, um in einem andern Lenze schöner aufzublühen und höher zu wachsen. Sie welken beide zugleich und ihr Laub sinkt gemeinsam hernieder, so wie es gemeinsam den Schatten bildete.«

»Nicht wahr, du liebe, treue Genossin meiner Tage, keiner bleibet zurück? — Es schlummert sich ruhig und süß im wohlbestellten Hause.«

So sprach der Greis und reichte seinem Weibe freundlich die Rechte.

Da lächelte die freundliche Hausmutter den trefflichen Greis an.

Die Kinder aber verbargen ihre Thränen, und das Spiel und Frohlocken der Enkel ertönte laut in dem Schatten der traulichen Linden.

Der unfruchtbare Baum.

Ein Landmann hatte einen Bruder in der Stadt, welcher ein Gärtner war, und einen herrlichen Obstgarten voll der schönsten Bäume besaß, so daß man überall seine Kunst rühmte und seine köstlichen Bäume. Da gieng der Landmann auch zu ihm hin in die Stadt, und verwunderte sich der Bäume, die in schönen Reihen standen, und so schlank und glatt in die Höhe wuchsen, wie die Wachslichter.

Da sprach der Gärtner zu ihm: »Siehe! mein Bruder! ich will dir einen Baum geben, den besten meiner Pflanzschule, daran sollst du und deine Kinder und Kindeskinder Freude erleben!«

Darauf rief der Gärtner seine Gesellen, und zeigte ihnen den Baum, daß sie ihn ausgruben. Der Landmann aber freuete sich sehr und ließ ihn hinaustragen auf seinen Acker.

Des andern Morgens war ein großer Zwiespalt in seinem Herzen, wohin er den Baum pflanzen sollte. Denn er dachte: Pflanze ich ihn dort auf der Höhe, so möchte der Wind ihn fassen, und die köstliche Frucht herabschütteln, ehe sie reif ist; und pflanze ich ihn hier nicht ferne vom Wege, so sehen ihn die Vorbeigehenden, und die lachenden Äpfel reizen sie, mich zu berauben; setze ich ihn aber zu nahe an die Thüre meines Hauses, so ist er nicht gesichert gegen meine eigenen Kinder und das Gesinde des Hauses.

So überlegte er und pflanzte nun den Baum hinter der Scheuer an der Nordseite, und sprach in sich selber: »Hier wird die spähende Raubgier ihn schwerlich vermuthen! und freuete sich heimlich seiner Klugheit. — Aber siehe! der Baum brachte keine Frucht das erste Jahr, und auch nicht das zweite Jahr! — da rief er seinen Bruder, den Gärtner zu sich hinaus, und haderte mit ihm und sprach: »Du hast mich getäuscht und mir einen elenden, unfruchtbaren Knorren gegeben statt eines fruchtbaren Baumes! Denn siehe! es ist schon das dritte Jahr, und dennoch bringet er nichts als Blätter.«

Da lachte der Gärtner, als er den Baum sah, und antwortete: »Das nimmt mich kein Wunder! Du hast den Baum dahin gesetzt, wo er nur den kalten Wind, und weder Licht noch Wärme hat. Wie soll er denn Blüthe und Frucht bringen können? Seine Natur ist edel und bleibet es. Aber du hast ihn mit bösem und argwöhnischem Herzen gepflanzt. Wie solltest du Edles und Erfreuliches ärndten können?«

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war, und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, und auch in den kältern Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eignen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie giengen aber in den Garten, und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum: denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maaßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener gieng, und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählte allenthalben von seinem Baume, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner

aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwänglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maaßen gerühmt.

So harreten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lange, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht: denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig: denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstöreten sie, damit sie nicht von andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie l e h r e t a b e r, d a ß m a n d a s U n b e k a n n t e u n d a u c h s e i n e F r e u n d e n i c h t ü b e r d i e M a a ß e n r ü h m e n u n d p r e i s e n s o l l e. D e n n d e r M e n s c h i s t v o n N a t u r u n g e n ü g s a m, u n d v e r l a n g t, d a s G u t e s o l l e d a s B e s t e, u n d d a s S c h ö n e d a s S c h ö n s t e s e y n, u n d w e n n e r e s n i c h t a l s o f i n d e t, d a n n z ü r n e t e r, u n d v e r a c h t e t d a s G u t e u n d S c h ö n e, w e i l e s n i c h t d a s A l l e r s c h ö n s t e u n d B e s t e i s t.

Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen. — »Was willst du, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen, « sagte der Knabe.

Aber der Vater antwortete: »Urtheile nicht zu früh, mein Kind. Kennest du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennest?« »Kennen? sagte der Knabe. Man siehet ja wohl, was es ist!«

»Seine äußere Gestalt, sprach der Vater, siehest du wohl; aber nicht das, was in ihm verborgen liegt. Siehe, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüthe und Frucht tragen, und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht: denn noch unwirksam und verborgen ruhet in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses künftig vermag.

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben demselben, und band es daran.

»Warum thust du das? fragte der Knabe. Du nimmst ihm seine Freiheit.«

Der Vater antwortete: »daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge!« Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte

den Boden rings umher, und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten.

»Siehe, sprach der Vater, ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft, die in ihm liegt. Und darum pfleg' ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.«

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaum geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer, und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. »O weh! rief der Knabe und erschrack. Nun ist ja alle Mühe vergebens!«

Der Vater aber lächelte und propfte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens, und verband alles sorgfältig, darauf sprach er: »Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würd' es schief und knorrigt, wie der Zufall es gab, aufgewachsen seyn, und niemals eßbare Frucht gebracht haben. Aber ich habe sein Wachsthum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühling in seiner vollen Kraft erscheinet, habe ich dem Bäumchen das Edlere gegeben, damit er hierauf seine sprossende Kraft richte, und künftig liebliche Blüthen und Früchte trage.«

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Äste aus, und war lustig anzusehen: denn es trug

Knospen und Blüthen und im Herbst neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und röthlichen Äpfeln.

»Was meinest du nun?« fragte darauf der Vater den Knaben.

»O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden!«

»Siehe, fuhr der Vater fort, wie es die vollen Äste dir entgegen streckt! Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm! Es soll von nun an dir gehören! Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht!«

Die Lehre.

An einem schönen Frühlingsabend sprach ein Hausvater zu seinem Weibe: »Wir wollen hinausgehen auf das Feld, und dann auf dem Hügel uns lagern, auf daß wir des Anblicks der untergehenden Sonne uns freuen. Es wird ein lieblicher Abend werden.«

Als die beiden Kinder diese Worte vernahmen, ein Knabe und ein Mägdlein, sprachen sie: »Wir wollen voran gehen, und auf dem Hügel eurer warten!« Nach diesen Worten hüpften sie von dannen.

Darauf wandelten auch der ernste Vater hinaus samt der freundlichen Mutter, und sie redeten von der Schönheit der Natur und ihren Kindlein; der Vater aus dem Schatze seiner Weisheit, und die Mutter aus frommem Herzen.

Als sie nun an den Hügel kamen und hinauf stiegen, waren die beiden Kinder schon da, und jauchz-

ten ihnen entgegen, und sie hatten ein weisses Lämmchen mitgebracht, das sie erzogen.

Als nun die Sonne herrlich untergieng, sahen die Ältern hin, und waren bewegt. Der Vater aber erhob seine Stimme und redete zu den Kindern von der Schöpfung des Weltalls und von dem Heer der Sterne und dem erhabenen Schöpfer der Natur, der den Himmel, die Erde und das Meer geschaffen samt allem, was darinnen ist — und ließ sie die Sonne anschauen in ihrer Pracht und sprach: »Es ist ein Wunderwerk des Höchsten!« — denn er dachte in seinem Herzen: Es ist nun die Zeit, daß ich sie die himmlische Weisheit lehre.

Als der Vater diese Worte geredet hatte, riefen die Kinder plötzlich: »O siehe doch, lieber Vater und liebe Mutter, wie schön und lieblich!«

Denn sie hatten das Lamm mit Blumen geschmückt, und es stand, wie eine Braut, und aß die Kräuter des Hügels aus ihren Händen.

Da sah der Vater die Mutter an, und schüttelte sein Haupt mit ernsthafter Geberde.

Die Mutter aber lächelte und sprach: »Ach, mein Geliebter, laß sie nur noch in ihrer kindlichen Einfalt. Sie bedürfen noch nicht der aufgehenden und der untergehenden Welten und des ernsten Wortes der Lehre. Sie bedürfen nur der Liebe, und ihrer ist schon das Himmelreich.«

Da herzte der Vater und die Mutter die beiden Kinder, und sie freueten sich mit ihnen des geschmückten Lämmchens.

Das Lämmchen.

Ein Vater wandelte mit seinem Söhnlein auf dem Felde, da sahen sie ein säugendes Schaaf, und ein weisses Lämmchen sog an dessen Brüsten; die Mutter aber leckte das Lämmchen.

Der Knabe freute sich des lieblichen Anblicks, und als er lange das Schaaf und das Lämmchen betrachtet hatte, lächelte er und sprach: »Das Lämmchen sauget an seiner Mutter, wie ein Kindlein. Aber wo ist sein Vater denn?«

»Es kennt ihn nicht, und wird auch nimmer ihn kennen!« erwiederte der Vater des Knaben.

Der Knabe fragte: »Wird es denn nur immer bei seiner Mutter bleiben?«

Der Vater antwortete: Auch bei dieser nur so lange es an ihren Brüsten sauget. Sobald es selber Gras zu essen vermag, verläßt es die Mutter, und vergißt ihrer, und neiget sein Haupt zur Erde.«

»Wie machen es denn die Kindlein?« fragte der Knabe.

»Siehe, sprach der Vater, als du geboren wurdest, da lagest du in der Mutter Schoos und sogest an ihren Brüsten, wie dieses Lamm, und schlummertest einige Monden lang. Da aber erhellete sich dein Antlitz, und schauete von der Brust hinauf, und du lächeltest die Mutter an. Siehe, das vermag dieß Lämmchen nicht. — Und nach einigen Monden erkanntest du die Mutter vor allen andern, und lalletest und strecktest

die Händchen nach ihr aus. Siehe, auch das vermag dieses Lämmchen nicht. — Und abermals nach einigen Monden erkanntest du auch den Vater, und wandtest dein kleines Antlitz von der Mutter zu dem Vater hinauf, und sprachest: Vater und Mutter! — Siehe, das vermag dieses Lämmchen nicht! Es neiget sein Haupt zur Erde. Du aber richtest dein Angesicht nicht allein zur Erde, sondern auch gen Himmel, und es wächset in dir die Liebe. So wächst auch die Erkenntniß.«

»Bald wirst du auch das Antlitz der Natur anschauen, wie deines Vaters und deiner Mutter. Dann wirst du ein drittes Wort aussprechen, welches ist das Wort des Lebens. — Das Thier aber hat kein Angesicht, und erkennet kein Angesicht.«

So sprach der Vater, da faßte der Knabe seine Hand, und blickte freundlich zu ihm hinauf, und sprach: »Ich möchte doch kein Lämmchen seyn!«

Der Schmetterlingsfang.

Der kleine Wilhelm hüpfte an einem frühen Sommermorgen in den Garten seines Vaters, um von dem Blumenbeet, welches ihm eigen gehörte, einen Strauß von Nelken und Levkojen zu pflücken, der Mutter zum Geschenke: denn es war ihr Geburtstag.

Als er nun in den Garten kam, erblickte er einen schönen Sommervogel, der hin und her flatterte. Da vergaß der Knabe Mutter und Blumen, und wollte das Vögelein erhaschen.

Anfangs verfolgt' er es mit leisen Schritten, als ob er sich verbergen wollte; aber mit jedem Schritte wuchs seine Begierde, und das Vögelein dünkte ihm schöner an Fittich und Farben, je mehr es sich entfernte. — Endlich ließ es sich nieder, und setzte sich auf ein kleines Obstbäumchen, welches seine ersten Blüthen trug. Dieses aber stand neben dem Blumenbeet, das ihm eigen gehörte, und auch das Bäumchen hatte der Vater ihm geschenkt. Darum, und weil es so klein war und eine schöne Krone trug, liebte der Knabe es sehr.

Als er nun das Sommervögelein auf der Blüthe sitzend erblickte, sprang er eilends hinzu, und schlug mit seinem Hut so heftig nach dem Sommervogel auf dem Bäumchen, daß alle Blüthen hernieder fielen, und zwei Äste herabgerissen wurden.

Da sah er bestürzt vor sich nieder zu seinen Füssen, wohin die Zweige gefallen waren, und ward gewahr, daß er auch alle seine Hyacinthen, Levkojen und Nelken zertreten hatte, und das Sommervögelein lag todt und zerrissen zu seinen Füssen.

Da kehrte Wilhelm weinend und wehklagend nach Hause zurück, ohne Sommervögelein und Blumen — ein Bild leidenschaftlicher Sinnlichkeit, die nach Freuden hascht.

Der Schmetterling.

Der kleine Rudolf kam in wilder Freude aus dem Garten gesprungen und rief: »Welch' ein schönes

Vögelein hab' ich gefangen! Es saß auf einer Blume, und seine Flügel glänzten, wie lauter Gold und Silber und noch viel schöner. Da trat ich leise herzu, und griff darnach, da hatt' ich es sogleich! Nun will ich es aber auch recht gut bewahren, und es soll mir nicht entkommen, und will ihm Milch und Brod zu essen geben.« Also redete der kleine Rudolf.

Da sprach der Vater: »Nun, Rudeli, so laß uns doch auch deinen schönen Fang bewundern!«

Darauf griff der Knabe hastig in seinen Busen und zog ein schönes Sommervögelein hervor.

Aber siehe! die Fittige des Vögeleins hatten ihren Glanz verloren, und der bunte Flügelstaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzauset.

Da seufzte der Knabe bitterlich und sprach: »O! wie ist das Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vögelein nicht mehr ähnlich, das auf der Lilie saß! Pfui! wenn sie auch so zerbrechlich sind.« — So sprach der Knabe, und warf das Vögelein zürnend zur Erde.

Der Vater aber antwortete und sprach: »Wem zürnest du? Ist es denn des Vögeleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde?« — — Du hast es mit rauhen Händen angefaßt; darum verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben.«

Die Lerche.

In der balsamischen Frühe eines Sommertages wandelte ein Landmann mit seinem Sohne auf das Feld. Der kühle Morgenwind spielte mit dem Silberhaar des Greises und hob den Blüthenstaub des Ährenfeldes wie ein Gewölk über die wogenden Saaten.

Da sprach der Greis: »Siehe! wie die Natur so geschäftig ist zu unserm Besten! Mit dem nämlichen Hauche, womit sie jetzt unsere Wangen kühlet, befruchtet sie unsre Gefilde, auf daß unsere Scheunen voll werden.«

»Achtzigmal hab' ich dieses gesehen, und doch ist es mir so erfreulich, als ob ich es heute zum ersten Male sähe. — Es könnte wohl heute das letzte seyn: denn habe ich nicht die Höhe des Menschenlebens erreicht?«

So redete der Greis. Da faßte der Sohn seine Hand und ward betrübt in seinem Herzen.

Aber der Vater sagte: »Warum willst du dich betrüben? Siehe! mein Tag ist dahin und mein Abend ist gekommen. Soll mir ein neuer Morgen anbrechen, so muß es erst Nacht werden. Aber sie wird mir seyn, wie eine Sommernacht, kühl und lieblich, wo die Abenddämmerung in die Dämmerung des Morgens zerfliesset.«

»Ach! mein Vater! sagte darauf der Sohn, wie vermagst du so freundlich von dem zu reden, was für uns das traurigste seyn wird. — Du gabest mir

das Bild deines Todes, o! gieb mir auch ein Bild deines Lebens, mein Vater!«

Da antwortete der Greis: »Das vermag ich leicht. Denn das Leben des Ackermannes ist einfach, wie die Natur, die ihn umgiebt. — Siehest du dort die Lerche, wie sie aus dem Kornfelde sich singend empor hebet? Nicht umsonst schwebet sie dem Landmanne so nahe! Denn sie ist das Bild seines Lebens.«

»Siehe! in dem Schooße der mütterlichen Erde geboren und auferwachsen, hält sie sich an die nährende Furche. Zwischen den wallenden Halmen bauet sie ihr Nest, und brütet und ziehet die Küchlein auf. Und der belebende Duft der Scholle und des grünenden Feldes stärkt ihren Fittich und die Stimme ihres Busens. — Aber nun erhebet sie sich gen Himmel und schauet von oben hernieder auf die Halme und Ähren und die brütende Mutter, und hinaufwärts in das Licht, das die Halme auferziehet, und in das Gewölk, welches den Thau und Regen herniederbringt. Wenn kaum der Tag beginnt zu dämmern, ist sie schon auf ihren Flügeln, den frühen Boten des kommenden Morgens zu begrüßen. Und wenn die Abendsonne hinabsank, erhebt sie sich noch einmal, den letzten Stral der Himmlischen in sich zu trinken. So lebt sie ein zweifaches Leben, das eine schweigend und wirkend in den stillen Schatten der nährenden Scholle und der grünenden Halme, und das andere singend und schwebend in den reinen Regionen einer höhern Lichtwelt. Aber beiderlei Leben ist nur eins und innig verbunden. Das niedere verleihet ihr den Trieb, sich

zu erheben, und das höhere giebt ihr Muth und Lust zum stillen freudigen Wirken.«

So redete der Greis. Da faßte der Sohn mit Inbrunst die Hand des Vaters und sprach: »Ach ja, mein Vater! so war dein Leben! O möchte es uns noch lange erfreuen!«

Darauf antwortete der Greis: »Die Scholle wird mir zu schwer. Warum wollet ihr mir das ungetheilte Leben der reinen Harmonie und des höheren Lichtes mißgönnen!«

»Der Tag wird schwül. Wohlan! laß uns zur Heimath wandeln.«

Das Storchnest.

Seit ein paar Menschenaltern hatte eine Storchfamilie das Insassenrecht auf dem Firste eines alten Schlößchens. Mit dem Beginne des Frühlinges kam regelmäßig ein Paar von der Sippschaft, und nahm das angestammte Nest ein. Mit lautem Geklapper verkündete es seine Ankunft, und Groß und Klein im Dorfe lief zusammen, um die kühnen Wanderer nach zurückgelegter Reise zu bewillkommen.

Das alte Schlößchen kam indeß immer mehr und mehr aus der Mode; der Hausherr ließ ihm ein neues Gewand anlegen, und für den neuen Zuschnitt wollte das Reisigend nicht mehr passen.

Das Rad wurde demnach mit Nest und Eiern vom Giebel gestürzt; die vertriebenen Störche erhoben

auf benachbarten Dächern ein wehmüthiges Geklapper; die Kinder weinten, und die Alten weißagten Unglück dem Hause, wo seit einem Jahrhunderte Glück und Segen gewohnt hatten.

Wirklich kamen auch Mangel und Noth, die gewöhnlichen Gefährten der Modesucht, über die verschönte Burg, und den Hausherrn wandelte zuletzt die Sehnsucht an, die ehemaligen Zeugen seines Glückes wieder auf sein Dach, und mit ihnen vielleicht das entflohene Glück auch unter dasselbe zurückkehren zu sehen. Er ließ ein neues Rad, mit Reisern durchflochten, auf den alten Platz setzen, und zweifelte nicht, daß seine vormaligen Gäste mit Dank wieder einziehen würden. Aber gefehlt! Zwar kamen sie, wie sie bisher gethan hatten, im nächsten Lenze, setzten sich auf das Dach und klapperten ihren Gruß dem ganzen Dörfchen zu; nach wenigen Tagen aber waren sie, dem neuen Neste zum Trotz, wieder verschwunden.

Das verdroß den Edelmann. — »Die hochbeinigen und hochmüthigen Schlucker, sagte er zum Amtmanne, scheinen gar mit mir zu schmollen! — Da kein Rad mehr da war, kamen sie alle Jahre und baten um Herberge; nun ich sie ihnen darbiete, will keiner mehr davon Gebrauch machen.«

Da bückte sich der Amtmann vor dem gebietenden Herrn, rieb sich die Hände und sagte: »Verzeihen Euer Gnaden: Selbst die edlern Thiere haben eine Art Stolz, und ein zurückgestossener Hausfreund braucht lange, bis er wieder Zutrauen faßt.«

Der Kukuk.

Der alte Konrad und sein Nachbar Paul, zwei arbeitsame Ackerleute, standen um Pfingsten auf ihren Feldern und besahen die Äcker. Dabei führten sie mancherlei Reden untereinander. Denn der alte Konrad galt für einen weisen Mann in der ganzen Gegend. Auch hatte er vieler Herren Länder gesehen, und wußte Bescheid von allerlei Dingen. Paul aber war wißbegierig und gesprächsam und that viele Fragen über das eine und andere, was er gerne wissen wollte.

Als sie nun so da standen, rief der Kukuk nach seiner gewöhnlichen Weise, und Konrad und sein Nachbar Paul hörten ihm mit Wohlbehagen zu. Da sagte Paul: »Es ist seltsam, immer das nämliche Lied und ewige Einerlei, auch ist nichts sonderlich anmuthiges in dem Ton — und dennoch hört man es gern! Und wenn er beginnt, so fragt im Dorfe einer den andern: Habet ihr auch schon den Kukuk vernommen? und das junge Volk auf den Gassen ahmet seinen Laut nach — ja, sogar in den Hausuhren treibet er sein Wesen und läßt darin seine Stimme erschallen, und auf den Jahrmärkten möchten einem die Ohren taub werden von dem nachahmenden Geschrei!« — So sagte Paul, und sah seinen Nachbar an, was er dazu sagen möchte.

Da antwortete der alte Konrad und sprach: »Freilich ist sein Lied nicht sonderlich anmuthig, und eher ein Geschrei zu nennen, und doch hört man es

gerne. Aber das läßt sich deuten. Siehe! er singet nur im Sonnenschein und in warmen schönen Tagen, wenn die Bäume grünen und blühen, und die Felder den Segen verheißen, und verkündet den Menschen die Fruchtbarkeit des Jahres. Also ist dem Fröhlichen gut pfeiffen, und die Aussprüche der Reichen und großen Herren an den vollen Tafeln werden immer gepriesen.«

Da lächelte Paul und sprach: »Aber er ist und bleibt doch nur ein Schreihals, und hat nichts Löbliches an ihm selber. Er bauet sich nicht einmal ein eigenes Nest, und lebet andern Vögeln zur Last, denen er seine Eier und Brut aufdringet. Dabei schwärmet er den ganzen Sommer von einem Baume zum andern ohne Unterlaß. Um des Müssigganges willen ist mir das Thier zuwider vor andern. Aber wenn erst die kalten Winde wehen, und der Winter herannahet, was mag dann aus ihm werden? Da wird der bittere Mangel ihn ein anderes lehren.«

Da fiel ihm der alte Konrad in die Rede, und sprach: »Sey nur unbekümmert! Weißt du denn nicht, was die Leute sagen, daß er sich im Winter in einen räuberischen Weihen *) verwandelt?«

»Ach! sagte Paul — da macht er es eben so, wie der junge Till. Den ließen auch die Ältern in

*) Es ist eine gemeine Volkssage, wenigstens in einigen Theilen von Westphalen, daß der Kukuk im Winter sich in einen Hühnergeyer verwandle.

Müssiggang aufwachsen, und als nun der Vater starb, da gesellete er sich zu den Räubern.« —

»Und am Ende, fuhr Konrad fort — gieng es ihm, wie dem Weihen an meinem Scheunenthor!«

Unter solchen Reden beschaueten die beiden verständigen Ackersleute ihre frucht- und blüthenreichen Felder.

Die Nachtigall.

Frühmorgens im Beginne des Ärndtemondes begleitete Sophron seinen Vater auf das Feld. Die Lerche sang über ihren Häuptern. — »Ein freundlicher Vogel! begann der Vater. Er begrüßt mit seinem fröhlichen Liede das erste Dämmern des Tages, so wie das leise Erwachen des Frühlings; er schwebt empor, daß alle Welt sein Lied vernehmen möge, und verstummt nur, wenn die Natur ihre Schöpfungen vollendet hat.«

Der Jüngling bejahte die Rede des Vaters. »Aber, fügte er hinzu, warum nimmt uns die Natur so schnell den schönen unvergleichlichen Gesang der Nachtigall? Ist es doch, als ob sie nur einige Tage gesungen hätte!«

»Ungenügsamer! Antwortete lächelnd der Vater: Machst du es doch nach der Weise der meisten Menschen. Muß denn das Schönste, was uns der Himmel spärlich ertheilet, nur dazu dienen, um uns

gleichgültiger und kälter zu machen gegen das Schöne und Gute, das er im reichen Maaße uns sendet?«

»Nicht gleichgültiger, lieber Vater — erwiederte der Jüngling — der Mensch hat alsdann nur einen höhern Maaßstab empfangen — und soll er denn nicht nach dem Höchsten streben? Soll er nicht das niedere Schöne schätzen, aber das Höchste verehren und lieben? — Soll ihn nicht die Achtung des Schönen zur Verehrung des Schönsten geleiten?«

»Wohl! mein Sohn! sagte der Vater; ich stimme dir bei. Ich redete auch nur von der Weise der Menschen, wie sie zu seyn pflegt, nicht aber von der menschlichen Weise, wie sie seyn sollte!«

Nach einer Weile begann Sophron von neuem: »Wenn nun das Schönste das Ziel ist, wornach der Mensch streben soll, warum nimmt uns denn die Natur so bald den Genuß des lieblichsten Gesanges?«

Der Vater antwortete: »Erinnerst du dich noch, mein Lieber! wie dir war, als du zum ersten Male den Gesang der Nachtigall vernahmest?«

»O! sagte der Sohn, wie könnt' ich je des schönen Abends vergessen?«

»Du warest gerührt, fuhr der Vater fort, über den ernsten und hohen Gesang, den die Natur diesem zarten Geschöpfe anvertraute. Die Dichtung des kindlichen Alterthumes, daß die Seele eines geliebten Sängers der Urwelt in das kleine Thier übergegangen sey, däuchte dir Wahrheit, denn jeder Ton schien dir

Empfindung und Gedanke — alles die höchste Vollendung in seiner Art.«

»O wohl! mein Vater! erwiederte der Jüngling — je näher man der Natur ist und je mehr sich unser Herz ihrer Sprache öffnet, um desto leichter begreift man auch das kindliche Wort der einfachen Urwelt.«

»Und nachdem du sie nun mehrere Wochen gehört hattest, sagte der Vater — da hörtest du sie zwar gerne, und mit Freuden, aber doch nicht mit jener Empfindung — dein Entzücken erlosch allmählig — du hörtest gleichgültiger — nicht wahr, mein Lieber? war es nicht so?«

Der Jüngling bejahte es, und sah den Vater befremdet an.

Der Vater aber lächelte und sprach: »Diese Frage war nicht, wie du zu glauben scheinest, überflüßig. Um uns eines richtigen Urtheiles über das, was ausser uns ist, bewußt zu werden, müssen wir vorher einen richtigen und hellen Blick in uns selbst gethan haben. — Würdest du vielleicht nicht allmählig ganz aufgehört haben, das Große, Schöne und Rührende dieses wundersamen Gesanges zu empfinden?« —

»Aber, fiel der Jüngling dem Vater in das Wort — die Lerche erfreut uns doch den ganzen Frühling und Sommer hindurch mit ihrem freundlichen Liede.« —

»Wohl! mein Sohn! erwiederte jener. Das Schöne ist ein Bedürfniß des Menschen. Darum

ließ uns die gütige Natur es niemals daran fehlen. Aber das Schönste, das Vollendete ist etwas heiliges — es soll zu dem Göttlichen uns leiten, dessen Ausfluß es ist — und darf nicht gemein und entweihet werden. Deßhalb verlieh sie uns jenes immer — dieses aber erscheint uns seltener, damit wir es in unsere Seele aufnehmen. Nicht wahr, jetzt in dieser Morgenstunde ist dir der Gesang der Nachtigall eben das in der Empfindung, was er dir an jenem ersten Tage in der Wirklichkeit war?« —

Der Jüngling winkte dem Vater freundlichen Beifall, und beide wandelten lange schweigend nebeneinander.

Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, gelb mit schwarzem Häubchen. Karolina aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber gieng hin, und kaufte ein anderes,

das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang, wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr, und sprach: »Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes!«

Da sprach das Kind: »Ach liebe Mutter! ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich konnte und sollte.«

»Liebe Lina! antwortete die Mutter, du hast seiner ja sorgfältig gepflegt!«

»Ach nein, erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen.« So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes.

»Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn am Grabe der Ältern!

Der Adler.

»Warum nennet man doch den Adler den König der Vögel?« so fragte einst Otto seinen Vater.

Der Vater aber antwortete und sprach: »Deßwegen, mein Sohn! weil er an Muth und Kraft alle seines Geschlechtes übertrifft. Denn er wohnet und bauet sein Nest in den höchsten Felsenklüften, nahe am Gewölbe des Himmels, und sein kühnes, funkelndes Auge scheuet nicht den blendenden Glanz der Sonne. Am herrlichsten aber offenbart sich seine Majestät in den Zeiten des Sturmes.«

»Wenn drohende Wolken am Himmel heraufziehen, wenn Blitze leuchten und die furchtbare Stimme des Donners erschallt, so erschrecken die übrigen Vögel und verbergen sich schüchtern in Busch und Wald. Dagegen der Adler erschrickt nicht, sondern, trotzend dem Sturm und Gewitter, hebt er sich mit unwiderstehlichem Fluge zur Sonne empor, und spielet in ihrem Lichte, während es unter ihm blitzt und donnert.«

»Sieh! lieber Otto, einem Adler vergleiche ich jeden edeln, gottfürchtenden Menschen.«

»Wiewohl er wandelt hiernieden, so wohnet er doch im Geiste und mit dem Gemüthe näher dem Himmel, als dem Staube der Erde. Und wenn in Tagen des Leidens und der Schmerzen schwache oder gottlose Menschen beben und zagen, so zittert der Edle allein nicht; sondern sein Herz schwingt sich vertrauend zum Himmel, und ruhet in Gott, sanft

und furchtlos, wie das Kindlein im Schooße seiner Mutter. Denn es stehet geschrieben: »Die da hoffen auf den Herrn, haben immer neue Kraft; sie schwingen gleich dem Adler sich empor, laufen und ermüden nicht, und werden nicht im Gehen matt!«

Die Pfautaube.

Unter den Tauben, die ein Mädchen im Schlage pflegte, war auch eine prächtige Pfautaube, die gar schön aussah, aber auch ganz stolz war, und besonders sehr eitel auf das schöne Rad, das sie mit ihrem Schweife schlug. Von ungefähr ward sie mit einer Feldtaube bekannt, die bisweilen auf ihren Schlag kam, und von dem überflüssigen Futter fraß. Diese sagte einmal zu ihr: »Schade um dich, daß du hier so einsam und ungekannt leben mußt! Wenn du mit mir flögest in die Welt, da würde dir's besser gefallen, und Jedermann würde dich bewundern!« — Die eitle Taube glaubte, und flog einstens vor Tage, als noch die ganze Wirthschaft schlief, mit der Feldtaube fort. Kaum waren sie aber eine kleine Strecke fortgezogen, da klagte die Pfautaube, des langen Fluges ungewohnt, schon über Müdigkeit und Hunger, und als sie über einen Hof wegflogen, wo man eben den Hühnern Futter vorwarf, ließ sie sich darein nieder, ohngeachtet ihre Reisegefährtin sie davon abgemahnt hatte. Sie glaubte, die Hühner würden ihr nun

alle Ehre erweisen und in Erstaunen über ihre Gestalt gerathen. Aber kaum hatte sie in dem Hofe festen Fuß gefaßt, so liefen alle Hühner auf den fremden Gast zu, pückten sie, hackten sie, rupften ihr die Federn aus, und jagten sie mit einem großen Geschrei fort. Sie erhob sich nun fliehend in die Luft, und klagte der Gefährtin ihre Noth. Diese vertröstete sie auf das nächste Wickenfeld, wo sie viele andere Tauben und Nahrung und Ruhe finden würde. Mit Mühe gieng der Flug nun weiter. Aber siehe! da stürzte plötzlich ein Habicht, der ihren langsamen Flug sah, auf sie herab, und faßte sie in seine mörderischen Klauen. Sie schrie aus vollem Halse nach Hülfe; aber ihre Gefährtin schoß fort und war froh, mit heiler Haut davon zu kommen. Nun wär' es gewiß um ihr Leben geschehen gewesen, hätte nicht ein Jäger den Habicht zu gutem Glücke auf dem Korne gehabt. Der schoß und schoß ihn gerade durch den Kopf, so daß er seinen Raub fahren ließ. Hastig flatterte nun die Gerettete unter das nächste Gebüsch, und setzte sich da ein wenig, um sich zu erholen, weil sie noch ganz erschrocken, und dazu auch von des Habichts Klauen verwundet war. Sie saß aber nicht lange, da kam rücklings eine Hand zwischen den Zweigen hervor, und faßte sie plötzlich bei ihrem schönen Schweife. Es war ein Knabe, der sich in's Gebüsch geschlichen hatte und sie wegfangen wollte. Aengstlich sträubte sie sich und schlug mit den Flügeln, was sie nur konnte, um loszukommen. Endlich glückte es ihr, sich loszuwinden; aber sie verlor fast alle Federn,

womit sie sonst ein so schönes Rad geschlagen hatte. In diesem traurigen Zustande kam sie in ihrer alten Wohnung wieder an. Da schämte sie sich sehr vor den andern Tauben, die hübsch zu Hause geblieben waren, und machte ihr diese Scham viel mehr Schmerz, als alle Angst und Noth, die sie ausgestanden hatte. In der Folge aber blieb sie fein daheim, und dachte nimmermehr mit ihrer Gestalt vor den Leuten zu glänzen.

Und du, liebes Mädchen! was nimmst du dir für eine Lehre daraus?

Der König.

»Mutter! sagte der kleine Wilhelm, ich wollte, daß ich möchte ein König werden!«

Die Mutter fragte darauf: »Weißt du auch wohl, was ein König ist, und hast du jemals einen gesehen?«

Der Knabe verneinte es. Da faßte der Vater lächelnd ihn bei der Hand und sagte: »Komm, ich will dir einen König zeigen!« — und führte ihn hinaus auf den Hof in den Schnee: denn es war Winter und sehr kalt.

Da zeigte der Vater ihm ein kleines Vögelein, und fragte: »Kennst du dieß Vögelein und seine Weise und Wesen?« — der Knabe antwortete: »Nein, erzähle du mir davon!«

Da sagte der Vater: »Siehe! das Vögelein ist das kleinste von allen in seiner äußern Gestalt, und schlicht von Farben, aber es hat ein sonderlich Gemüth vor allen andern. Obwohl es so kalt ist, und stürmet und schneiet, und überall nichts, denn Schnee und Eis, so ist und bleibet es doch frohen Muthes. Siehe! jetzt schwebet es auf die Zinne des Daches, und schauet rund um sich her, so fröhlich, als ob die ganze weite Welt sein gehörte. Und das thut sie in Wahrheit: denn es freuet sich derselben. — Höre, jetzt beginnet es sogar zu singen, und sein kleines Lied tönet wie helle Pfeifen durch die Gründe, gleichsam als sänge es: Wie ist mir doch so wohl zu Muthe! Es störet sich nicht daran, ob der Brunnentrog vom Froste zerspringe, die Eiche krachend zerspalte — es singt dem Sturme in's Angesicht.«

»Siehe, nun fliegt es hernieder zu den Bäumen des Obstgartens. Hier suchet es sorgsam die Eier der Raupen, welche im Frühjahre die Blüthen der Bäume zernagen, und zerstöret sie, auf daß der Frühling in seiner blühenden Gestalt, und der Herbst mit vollen Ästen und Zweigen erscheinen möge. — Siehest du, wie es jetzt wieder sich auf die Windfahne des Hauses erhebt und sein Lied anstimmet, um alle zu erfreuen, die es vernehmen in der kalten Winterzeit, und ihnen ein Muster und Beispiel zu seyn in fröhlicher Genügsamkeit und frommem Muthe!«

Da sagte der Knabe: »Wie nennt man denn das liebe Vögelein?« Da antwortete der Vater und sprach: Siehe! die Menschen haben, weil es ein so feines

und freies Gemüth hat, ihm einmüthiglich einen hohen Namen und Würde beigelegt: denn sie nennen es, obwohl es nur klein von Gestalt ist, seit alten Zeiten den Winterkönig, und stellen es über den stolzen Adler.«

»So habe auch du nur, so lange du klein bist, ein feines königliches Gemüth. Wenn du einmal groß seyn wirst, wird dir auch die Herrschaft nicht fehlen.«

»Und eine Krone verdienen, ist mehr noch, als sie auf dem Haupte tragen.«

Da sagte der Knabe: »Vater! können die Könige auch fliegen?«

»Nein, antwortete der Vater, da hat das Vögelein den Vorrang; sie sind Menschen, wie wir auch.«

»Oh!« — sagte der Knabe, und als sie wieder am Kamin waren, bat er den Vater, noch mehr von dem Vögelein zu erzählen.

Gern willfahrte der Vater der Bitte des Kindes, und gab ihm im Scherz die ernste Lehre: denn also macht es auch zuweilen die freundliche Natur.

Die Spinne.

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öffnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene, und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthieres.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: »Wie kannst du, mein Sohn! den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? — Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Faden geordnet waren — wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?«

Der Knabe antwortete: »Ist nicht der Witz der Spinne boshaft, und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreite ich die Biene, und zerstörte das Gewebe der Spinne.«

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der aus Selbstsucht entspringend auf Schaden und Verderben zielt.

Aber fuhr der Vater fort — vielleicht hast du doch der Spinne Unrecht gethan. Siehe! sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.«

»Thut sie das denn, fragte der Knabe, um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?«

»Nun freilich — antwortete der Vater — sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst bekümmern.«

»O, sagte der Knabe, dann hat das Gute, das sie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten.«

»Wohl wahr! — sprach darauf der Vater — der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß.«

Darauf fragte der Knabe: »Warum sitzet die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen in geselligem Vereine, und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinsames Netz machen.«

»Liebes Kind, erwiederte der Vater, nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.«

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: »Hab' ich doch heute von dem häßlichen Thiere einiges gelernt.«

»Warum nicht? antwortete der Vater — die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellet, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.«

Die Schöpfung der Raupe.

Als die ersten Menschen um ihrer Schuld willen aus Eden verbannet waren, und schon der fromme Abel unter der schweren Hand seines Bruders sein Leben ausgehaucht hatte, trat der Todesengel vor Jehovah und sprach: Das Urtheil des Todes ist über die Erde ausgesprochen, und der Mensch zeiget sich seines Schicksales würdig. So verleihe mir denn die Gewalt, einige Geschöpfe zu Dienern des Verderbens hervorzubringen und andere umzuschaffen, daß sie mich in meinem Werke unterstützen. «

Jehovah winkte Erhörung. Da schwebte der Engel des Herrn hernieder, und gab dem Löwen die furchtbare Kralle und den nach Blut lechzenden Rachen; sein Gebrüll erschütterte zum ersten Male das Gefilde, und statt des gekräuselten Haares, das seinen Hals geschmückt hatte, rollte die gelbe Mähne von seinem Nacken. Der Tiger und der Leopard, die bisher unter den Lämmern geweidet hatten, bekamen das fleckige Fell und mit ihm die tückische Blutgier. Geier und Adler schrien in den Lüften und brachten in ihren zackigen Klauen Tod und Verderben in die Thäler hinab. In den Felsenritzen lauerte die giftgeschwollene Natter.

Der Schutzgeist der Erde trauerte. Es war ein Zwiespalt in der Natur. Selbst der Engel des Todes erschrack vor seinen Gebilden. Aber er tröstete sich selber und sprach: »Schaffet sich nicht der Mensch

selbst seine Welt? Er verschmähete die Ruhe und den Frieden, und wollte den Kampf statt der Herrschaft. Wie kann ich denn anders als schrecklich seyn auf entweiheter Erde? «

Er sprach's, und wies den schrecklichsten Ungeheuern die Wüste zum Aufenthalte an, und die Stunden der Nacht zum Rauben: denn bei den Himmlischen ist auch die strenge Gerechtigkeit nie ohne Liebe.

Darauf schwebte der Engel des Verderbens zu den Wohnungen der ersten Menschenfamilie, und ließ sich hernieder in einen kleinen Garten, wo Mirza, Abels geliebte und trauernde Schwester, Bäume und Blumen erzog. Es war ein kleines Bild von Eden, voll kühler Schatten und lieblicher Wohlgerüche und Blüthen.

Sinnend stand hier der himmlische Bote, gerührt von der Unschuld und Liebe Mirzas. » Muß ich der frommen Dulderin noch ein neues Leiden schaffen? sprach er. — Nun es sey! Dem frommen Sinne entblühet auch aus Leiden Freude. — Und gehört sie nicht auch zu dem Geschlechte der Gefallenen? Die Saat der Sünde ist ewig. Auch hier habe die Vergänglichkeit ihre Diener! «

Er neigte seinen Stab, und aus dem Staube, den er berührte, quoll eine gefräßige Raupe. Sie begann sogleich die Pflanzen rings umher zu verzehren, und zernagte Blätter und Blüthen des nächsten Bäumchens.

Bald darauf kam Mirza in ihr Gärtchen und erschrack, als sie die Verwüstung an Blättern und Blüthen entdeckte. Da sie aber näher hinzutrat, und das seltsame Thier mit dem nagenden Gebiß an den Zweigen erblickte, erschrak Mirza noch mehr, und lief zu ihrem Bruder Seth. »Siehe! sprach sie, eine Schlange verzehrt mein Gebüsch und sitzet an den Zweigen.«

Da kam Seth in das Gärtlein, und nachdem er die Raupe beschauet, sprach er: »Nicht doch, Mirza! die Furcht hat dir das Thier schrecklicher vorgebildet. Die Schlange kriecht auf ihrem Bauche; dieses Thier aber hat Füsse und ist ein anderes Gewürm, das wie ein Schaaf von den Blättern lebt. Ich will es zertreten!« Darauf schüttelte der Knabe den Baum, daß die Raupe zur Erde fiel.

»Ach nein! flehete Mirza, erschlag es nicht! Essen wir nicht auch die Frucht des Baumes? Das Thier weiß nicht, daß es mein Gärtchen und meine Freude ist. Darum erschlag es nicht. Ich will ihm geben, daß es genug habe, und den Pflanzen nicht schade.«

Da sagte der Knabe: »Sind uns denn nicht die Thiere unterthan und in unsere Gewalt gegeben?«

»Aber es ist doch besser, antwortete Mirza, Milde und Sanftmuth üben, denn Gewalt. So laß ihm das Leben.«

Darauf machte Mirza ein Gehege um die Raupe und gab ihr von den Blättern und Blüthen der Bäume am Abend und Morgen, mehr denn sie verzehren konnte.

Als der himmlische Bote dieses sah, da ward er gerührt und sprach: »Der Mensch hat doch nicht ganz das göttliche Ebenbild verloren. Er vermag, selbst dem Feinde wohlzuthun, und Böses mit Gutem zu vergelten.« — Der Engel stand sinnend, darauf sprach er: »Es ist billig, daß dem Guten das Schöne begegne!« — Er berührte das nagende Gewürm mit seinem Stabe. Die Raupe empfieng die wundersame Kraft, sich selbst ihr Todtengehäuse zu bauen. — Alles dieses geschah um die Zeit der Abenddämmerung.

Am andern Morgen in der Frühe trat Mirza in ihr Gärtchen und blickte in das Gehege der Raupe, aber sie fand sie nicht. »O! sie wird noch schlafen, sagte sie in kindlicher Weise, aber ich will sie nicht wecken, sondern Blätter sammeln, so lange noch der Thau darauf liegt.« — So sammelte sie Blüthen und Blätter. Denn Mirza hatte das Thier durch Wohlthun lieb gewonnen, und sie trug die ganze Natur an ihrem Herzen, seit Abel nicht mehr mit ihr wandelte.

Als Mirza nun mit den Blüthen und Blättern hinzutrat, fand sie ein Gehäuse, glänzend und schön, wie ein silberfarbenes Gewölk. Und sie stand und erstaunete, und sie rief ihrem Vater und der Mutter sammt allen Genossen des Hauses und sprach: »Sehet! welch' ein Geschöpf hab' ich erzogen! Jetzt ist es

todt, und ruhet in einem wundersamen Grabe. — Wer weiß, ob es nicht von neuem hervorkommt.«

Also redete Mirza mit prophetischem Geiste. Sie wußte aber nicht, daß sie die Gabe der Weissagung hatte.

Adam aber ihr Vater sagte: »Wer mag solches ergründen! Anfang und Ende ist vor den Augen der Menschen verborgen. Doch mag das neue Ereigniß nicht ohne Lehre und Weisheit seyn. Wohlan! lasset es uns in unsere Hütte tragen!«

Also trugen sie die Hülle des Thieres in ihre Wohnung. Mirza aber sprach: »Ich freue mich nun, daß ich sein bis an den Tod gepfleget habe.«

Also lag nun die Hülle des unbekannten Thieres in der Wohnung der Menschen, ihnen ein Bild Abels, des Erstentschlafenen. Als sie nun eines Morgens versammelt waren, und von dem Tode redeten mit wehmüthigem Herzen, siehe! da erhob sich plötzlich ein leises Säuseln und das Todtengehäuse bewegte sich von selber. Nun traten sie alle hinzu, und schaueten auf die Hülle voll stiller Erwartung.

Da zerborst plötzlich das runde silberfarbene Grab, und siehe! es kam ein lebendes Wesen hervor aus dem engen Gehäuse, und zitterte und entfaltete ein doppeltes Flügelpaar. Die Flügel aber waren blau, gleich wie Sapphir und das Gewölbe des Himmels, wenn es klar ist, und mit einem goldenen Saum rings umgeben, und jeder Fittig war eine Spanne lang

und breit. Und auf dem zerborstenen Gehäuse lag ein röthlicher Tropfen, wie Blut. Das neugeborne Thier aber schwebte mit säuselnden Flügeln hinaus über den Düften der blühenden Bäume.

Da erfüllete heilige Bewunderung und Freude die Herzen der ersten Menschen, und sie dachten an Abel, den Erstling der Entschlafenen. Und ihre Augen wurden eröffnet, daß sie die Gestalt Abels sahen, wie eines Engels.

Und sie vernahmen die Stimme des Todesengels, welcher sprach: »Sehet! aus dem Tode keimet Leben, und Tage wandeln sich in Ewigkeiten. Dem reinen Sinne und kindlichen Glauben wird gegeben, die Wahrheit im Bilde zu schauen.«

Seit diesem Tage trauerte Mirza nicht mehr um Abel, und die ersten Menschen gedachten von nun an des Todes mit freudiger Hoffnung.

Die Wespe.

Ein buntgeflügelter Schmetterling schwebte fröhlich durch die blaue Luft, und setzte sich auf den duftenden Kelch einer Lilie. Da nahte sich ihm Emil mit leisem Schritte, um ihn zu fahen; doch als er den Kelch der Blume anrührte, da flog der Schmetterling von dannen. Aber aus der Tiefe des Kelches kam eine Wespe hervor, und stach den Knaben in die Hand,

also daß es ihn sehr schmerzte. Da lief Emil zu seinem Vater, und zeigte ihm die aufgelaufene Beule.

»Fürchtetest du denn nicht, sagte der Vater zu ihm, die mörderische Waffe des Thieres unter dem erquicklichen Dufte?«

»Wie sollt' ich, mein Vater! antwortete Emil, wie konnt' ich in der friedlichen Blumenwohnung die lauernde Tücke des giftigen Stachels vermuthen?«

»Du meintest, mein Sohn! sagte der Vater, es müsse der Friede wohnen, wo das heitere Leben des Schönen sich offenbaret, und du hast recht in deinem kindlichen Glauben. Siehe! der Schmetterling schlägt das Gold seiner Flügel um den Duft des Kelches, er will nichts, als den reinen Hauch trinken. Er nahet sich mit reinem Sinne, und kommt fröhlich und wehrlos geflogen. Aber es ist nicht das frische blühende Leben, was die Wespe locket, sondern der grobe Nutzen. Sie will sich Honig holen aus dem Kelche für Zelle und Haus. Sie kommt mit räuberischem Sinne, darum ist auch ihr Herz voll Argwohn, und sie hat sich gerüstet mit der giftigen Waffe.«

Darauf trat der Vater mit seinem Sohne an die Blume hin, und am Boden lag die Wespe, und war todt.

»Siehe! liebes Kind! fuhr er alsbald fort, sie hat sich selber den Tod gegeben, indem sie dich stach. Und kann das auch anders seyn? Wo im unreinen Herzen der Argwohn entsteht, da tödtet er das Leben mit seinem giftigen Stachel. Aber schaue dort den

Schmetterling, wie der Glanz seiner Schwingen im Sonnenlichte leuchtet!«

»Nahe dich, mein Sohn! dem Schönen nur mit reinem Sinne und um sein selbst willen!«

Die Schaafschur.

Eine Mutter nahm ihr Töchterlein Ida mit hinaus, die Schaafschur anzusehen. Da jammerte das Mägdlein sehr und sprach: »Ach! wie grausam die Menschen sind, das arme Thier so zu quälen!«

»Nicht doch, erwiederte die Mutter. So hat es ja der liebe Gott verordnet, daß die Menschen sich damit bekleiden mögen. Denn sie werden ja nackend geboren.«

»Aber, sagte Ida, nun müssen die armen Schäfchen doch frieren.«

»Ach nein! antwortete die Mutter; er giebt dem Menschen das erwärmende Kleid, und sendet dem geschorenen Lamm die milden Sommerlüftchen.«

Wozu der Putz?

Kind. Mutter! warum hat der Maler dort über den schönen Spiegel ein Blumengewinde gemacht?

Mutter. Siehst du denn nicht, daß er dort zersprungen ist, und daß der Maler diesen Sprung hat verbergen wollen?

Kind. Mutter! warum hat der Kaufmann zu dem schönen Zitz, den du mir gegeben hast, ein Zeuch voll Löcher genommen?

Mutter. Damit man bei der Schönheit der Farben der Löcher vergessen sollte.

Kind. Sind denn überall Sprünge und Löcher, wo überflüssiger Schmuck ist?

Mutter. Ja, mein Kind! überall. Viel Putz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sey nun im Kopfe oder im Zeuche.

Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Ältern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann gieng sie hinaus, zweimal am Tage, auf den Hof, und streuete die Krümchen hin. Und die Vögelein flogen herbei, und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Ältern, und freuten sich des lieblichen Anblickes, und sprachen: »Warum thust du das, Minna?«

»Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt, antwortete Minna, daß die Thierchen nichts finden können, nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.«

Da sagte der Vater: »Aber du kannst sie doch nicht Alle versorgen?«

Die kleine Minna antwortete: »Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?«

Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: »O du heilige Einfalt!«

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vögelein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest, und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe! als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. — Und

die Kinder sagten: »Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten!«

Da antwortete der Vater: »Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!«

Der Steuermann.

Ein Schiff fuhr auf dem hohen Meere, da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und Ungethüm, also, daß alle, die auf dem Schiffe waren, verzagten, und es entstand unter ihnen ein großes Jammern und Geschrei. Der Steuermann aber verhielt sich ruhig und schauete die Nadel, und lenkte das Schiff, so gut er vermochte.

Als die Schiffenden solches sahen, faßten sie Muth und sprachen: »Wirst du uns retten?« — Darauf antwortete der Steuermann: »Wie kann ich euch solches versprechen? Vermag ich dem Sturme zu gebieten? Begnüget euch, daß ich meine Pflicht erfülle.« — Darauf begannen jene von neuem zu jammern, denn der Sturm nahm überhand. Der Steuermann aber verblieb ruhig, schauete die Nadel, und lenkte das Schiff in Sturm und Wellen.

So schwebten sie hin und her, und das Schiff ward voll Wassers. Da erhob sich der Steuermann und sprach: Ich kann das Schiff nicht erhalten, doch

hoffe ich euer Leben zu retten. So mache sich ein jeder gefaßt auf den Schiffbruch. Da entstand ein lautes Murren und Wehklagen; der Steuermann aber verharrete ruhig, und schauete auf die Nadel, und befahl jedem Bootsknechte zu thun, was ihm gebühre. Jetzt lief das Schiff nach dem Willen des Steuermannes auf eine Bank nahe am Lande, und das Vordertheil stand unbeweglich feste, aber das Hintertheil zerbrach durch die Gewalt der Wellen.

Da hieß der Steuermann, die da schwimmen konnten, sich zuerst in das Wasser lassen und entgehen an das Land, die andern aber etliche auf den Brettern, etliche auf dem, was vom Schiffe war. So geschah, daß sie alle erhalten zu Lande kamen, der Steuermann zu- letzt. Da versank das ganze Schiff.

Als jene, die gerettet waren, solches sahen, murr- ten sie gegen den Steuermann, daß er sie auf eine Sandbank geführet und das Schiff samt aller Habe verderbet habe.

Der Steuermann aber gieng zwischen ihnen durch, und achtete ihres Murrens nicht.

Das irdische und das himmlische Licht.

Ein Wanderer, der zur Herbstzeit in neblichter Nacht schon mehrere Stunden in einem Walde hin und her geirrt war und keinen Ausweg hatte finden können, sah auf einmal von weitem ein Licht schim-

mern. Erfreut gieng er darauf zu. Ueber Steine und Wurzeln führte der Weg; aber er ward nicht ungeduldig und verdrossen: denn er schien ja dem erwünschten Lichte immer näher zu kommen. Plötzlich stand er bis über die Knöchel im Sumpfe. Vorwärts und zu beiden Seiten konnte er nicht weiter: Nur der Rückweg blieb ihm frei. Noch immer meinte er, das Licht schimmere ihm aus einer gastfreien Hütte entgegen, und wäre fast mürrisch geworden, daß ihn der Sumpf, welcher sich vor und neben ihm ausbreitete, verhinderte, dahin zu gelangen.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als das Licht immer näher und näher kam, ja, als es endlich, bald vor, bald hinter ihm, bald zur Seite schimmerte. Jetzt merkte er wohl, daß es ein Irrlicht sey, und daß der Schein ihn betrogen habe.

Als er nun den Weg wieder einschlagen wollte, den er gekommen, sah er, daß der Nebel verflogen, und der blaue Himmel mit seinen Sternen sichtbar geworden war. Da rief er aus: »Nun habe ich Licht, dessen Schein nicht trügt! denn er kannte die Stellung der himmlischen Zeichen wohl, und konnte daraus abnehmen, welchen Weg er einschlagen müsse, um in seine Heimath zu kommen. Und siehe da, er war nicht getäuscht worden. Nach einigen Stunden, als eben der Morgen anbrach, hatte er glücklich seine Hütte erreicht, und betrat sie mit dem Vorsatze, künftig nur dem Lichte von oben zu folgen!

Das Gewissen.

Der zehnjährige Allwin sagte einst, als er von bösen Menschen sprechen hörte, zu seinem Vater: »Haben denn die Bösen und Gottlosen kein Gewissen?«

»Wie kommst du auf diese Frage, Kind?« sprach der Vater.

»Ich denke, erwiederte der Knabe, wenn sie ein Gewissen hätten, so würden sie nicht irren und fehlen.«

Und der Vater entgegnete: »Das Gewissen fehlt ihnen nicht; aber sie hören nicht auf seine Stimme und achten nicht darauf.«

»Aber ist es möglich, nicht zu hören, wenn uns Jemand ruft, und die Stimme so nahe ist?«

Also fragte der Knabe. Und der Vater erwiederte: »Ich will dir's erklären, Allwin! du kennst den jungen Theodor. Er befand sich fast immer in der Gesellschaft eines sehr tugendhaften Jünglings, Namens Sophron. Dieser wurde sein Freund und Rathgeber. So oft Theodor nur im geringsten von dem Pfade der Pflicht abweichen wollte, warnte ihn des Freundes Stimme, und — er gehorchte ihr. Zuweilen folgte er einer thörichten Neigung, glaubte sie aber vor seinem Freunde geheim halten zu können; doch dieser, dem das Wohl seines Lieblinges zu sehr am Herzen lag, war ihm nahe, als er im Begriffe stand, den Fehltritt zu begehen. Des Freundes Stimme warnte ihn, und — er gehorchte. Eines Tages gesellten sich zu Theodor nichtswürdige Buben, die

ihn gegen seinen tugendhaften Freund einzunehmen suchten, »er möge sich doch von ihm, den sie spottweise seinen Sittenrichter nannten, nicht ferner am Gängelbande leiten lassen, er wisse ja auch, was recht sey!«

Diese giftigen Worte waren für das Herz Theodors von gar schlimmer Wirkung. Denn als er einst sehr nahe daran war, eine Thorheit zu begehen, und ihn des Freundes Ruf, wie gewöhnlich, davon zurückhalten wollte, sagte Theodor kalt und trotzig: »Ich bin es überdrüßig, mich bei jeglichem Schritte führen zu lassen!« Umsonst suchte ihn Sophron von seinen guten Absichten zu überzeugen; der thörichte Theodor folgte seiner Begierde mehr denn des Freundes Warnung und — fehlte. Noch war der Fehltritt freilich nicht sehr bedeutend, und als er Tages darauf einen größern thun wollte, und Sophron lauter und ernster und ausdrücklicher warnte, schämte sich der Jüngling, und unterließ ihn. Aber was half's? Das Gift jener bösen Buben wüthete noch in seinem Innern, und nach und nach ward er taub, des Freundes Stimme mochte noch so laut ertönen! Armer Theodor!«

»Trauernd zog sich Sophron nun zurück, und nur dann, wenn Theodor gar zu verderbliche Fehler üben wollte, ließ er, bald bittend, bald drohend seine Stimme vernehmen. Doch sie wurde überhört und von der Stimme der Leidenschaft überschrieen. — Sophron, der verschmähte Sophron, schwieg endlich ganz!«

Allwin lauschte, was noch kommen würde. Aber der Vater sagte ihm: »Die Erzählung ist so ziemlich beendigt, die Anwendung sehr leicht. Was Sophron dem Theodor war, ist das Gewissen einem jeden unverderbten Menschen, und wie Theodor mit seinem Freunde verfuhr, also verfährt der Sünder mit dem Richter in seinem Innern. Dem Bösewichte fehlt dieser so wenig, als dem Theodor der Freund gefehlet, nur daß sie auf beider Stimme nicht achten. Was sich nun noch ferner ereignete, sollst du sogleich erfahren. Ungefähr nach Ablauf eines Jahres erwachte der betäubte Theodor aus seinem Traume, sah den tiefen Abgrund, der ihn zu verschlingen drohete, wenn er seinen sittenlosen Wandel fortsetzte. Er nahm sich vor, *sich selbst zu überwinden*. Mit zerknirschtem Herzen warf er sich in die Arme des edlen Sophron, und dieser nahm ihn auf und drückte ihn mit Innigkeit an seine Brust.«

»Jetzt folgte Theodor seinem erfahrnen Freunde wieder, dessen Stimme ihn ermunterte zur Tugend und abschreckte vom Laster. Auch dem leisesten Rufe gehorchte er. — Also geht es auch dem, der aus dem Taumel erwacht, in den ihn seine Leidenschaften gewiegt: er greift in seinen Busen — er entsetzt sich vor den schrecklichen Folgen, die seine Thorheiten nach sich ziehen müssen. — Er wirft sich von neuem in die Arme der Tugend, und nimmt sich ernstlich vor, auf den leisesten Ruf seines Gewissens zu merken. Da mahnet es ihn wieder, ermuntert und warnt, und ist ihm ein liebender Freund.«

Die leuchtenden Sterne.

Es war eine kalte dunkle Mitternacht, da gieng der alte Hermann mit seinem Sohne über die Haide. Den ganzen Tag über hatten sie gewandert und kehrten jetzt fröhlich und wohlgemuth zu ihrem heimathlichen Dorfe zurück. Graue Nachtwolken waren am Himmel dicht übereinander geschichtet, so daß kein einziger Stral eines freundlichen Lichtes den einsamen Pfad erhellete. Hermann, des Weges kundig, schritt freudig vor seinem Sohne her, aber auf einmal däucht' es ihm, als ob er verirret sey. Ungewiß schwankte sein Fuß auf dem nur halb ausgetretenen Wege, und als sie nun an einen Bach kamen, dessen Lauf er nicht kannte, und an ein Gebüsch, das er noch nimmer gesehen hatte, da war es ihm gewiß, daß sie sich immer weiter von der Heimath entfernten.

Ängstlich und mit bangem Herzklopfen hielt sich Emil an seines Vaters Hand: denn er fürchtete, daß sie in der Haide übernachten müßten. Aber der Vater sprach zu ihm mit tröstenden Worten: »Laß uns nur immerhin vorwärts schreiten, daß wir an eine gastfreie Hütte kommen, wo man uns Obdach und Herberge gebe, bis der Morgen nahet.«

Darauf eilten sie vorwärts, aber sie gelangten an keine gastfreie Hütte, und immer wilder wurde der Weg, immer unsicherer der Gang.

Siehe! da stürmte auf einmal von Osten her ein scharfer, schneidender Wind in die grauen Wolken-

massen, und die Wolken zertheilten sich alsbald, also daß der gestirnte Himmel mit allen seinen Lichtern auf die Wanderer herniederblickte.

»Nun, Gott sey gepriesen! sagte Hermann, jetzt werden wir den Weg wohl finden.«

»Wie denn also?« fragte der Knabe.

»Siehest du denn dort nicht den Sirius leuchten? Er stehet in dieser Jahreszeit gerade über unserm Dorfe. Wohlan! wir müssen uns zur Rechten wenden, dann werden wir noch heute die Heimath erreichen.«

Da staunte Emil, und sagte: »Das hätte ich doch nimmer gedacht, daß wir unsern Weg am Himmel finden würden!«

Und der Vater antwortete: »Der Wandersmann mag der Sterne nicht entbehren in der dunklen Nacht, sie sind ihm die Führer seines Weges, und leiten ihn, wenn er sich verirrt hat, wieder zurück zu dem gesuchten Ziele. Ich will dich die Zahl und den Gang dieser himmlischen Lichter lehren, daß du sicher einhergehest auf deinen Pfaden, wenn ich nicht mehr dein Führer bin. Und bald will ich dir noch andere Sterne zeigen, du kannst sie nicht sehen mit dem Auge des Leibes, aber im Geiste sollst du sie schauen, und sie sollen dich sicher hinüberleiten zur himmlischen Heimath!«

»Deute mir dein dunkles Wort, mein Vater!« sagte der Knabe.

»Siehe! mein Sohn! es geht dem Menschen eine innere herrliche Welt auf, und leuchtende Sterne glänzen an derselben, das sind die Sterne des Glaubens.

Sie werfen glühende Lichtfunken in die Nacht des Lebens und in ihrem Strale findet der Mensch die hohe unsichtbare Welt, wo er seine Heimath schauet in Gott, und sein Vaterland in der ewigen Liebe. Wem diese Sterne erloschen sind, in dem ist eine dunkle Mitternacht, wo er pfadlos umher irret auf ungebahnten Wegen, und sich immer weiter verirrt von dem fernliegenden Ziele. Aber wohl dem frommen Pilgersmanne, der sie im betenden Herzen trägt; sie sind die Führer, an die er sich einzig hält, und leuchten ihm friedlich hinüber in das ersehnte Vaterland.«

Also sprachen die Beiden auf dem Wege mit einander, und ehe die Mitternachtsstunde vorüber war, standen sie klopfend an der Thüre der heimathlichen Hütte.

Der Weg der Pflicht.

Ein Vater gieng mit seinem Sohne nach der Stadt auf den Jahrmarkt. Der Weg aber führte durch ein langes Wiesenthal. Vor und hinter ihnen wandelte das Volk in Schaaren, und jeder wählte, trotz der an den Weg gesteckten Pfandzeichen, den bequemsten Pfad. Ein verständiger und fleißiger Wiesenbesitzer hatte indeß, um Schaden zu verhüten, den Weg durch sein Eigenthum mit Erde und Kies erhöht; der Weg aber war noch neu und uneben. Da wichen die Wanderer zu beiden Seiten aus, und zertraten die Wiese noch schlimmer, als sonst.

Nur der Vater, von dem ich erzählen will, stieg geflissentlich auf den erhöhten Pfad, und ebnete mit kurzen und festen Schritten die gröbsten Schollen. Das gefiel seinem kleinen Sohne, er trampelte hinter ihm her, als trät' er Beeten im Garten ab.

Hinter beiden aber lachten die Marktgäste, welche bequemer auf dem Grase wandelten. Das hörte der Knabe und sagte: »Vater! die Leute hinter uns lachen, und gewiß gilt es uns, weil wir allein den unebenen Pfad gehen.«

»Wohl möglich! versetzte der Vater; unter den Lachern ist aber gewiß der Eigenthümer dieser Wiese nicht, und wahrscheinlich sehen in dem Augenblicke unsere Lacher sich ängstlich nach dem Flurschützen um: denn der betretenste Weg ist nicht immer der erlaubte; wir aber gehen getrost den Pfad, den Alle betreten sollten.«

Auf dem Rückwege kamen Vater und Sohn etwas später, als die übrigen Marktgänger an diese Stelle. »Vater! sagte der Sohn, jetzt lacht Niemand mehr hinter uns her. Laß uns nun den Pfad ganz eben treten, dann werden ihn auch andere gehen, und nicht mehr den schädlichen Nebenweg einschlagen.«

Zu ihrer beiderseitigen Freude wurden sie aber gewahr, daß schon eine Menge Menschen, und unter diesen gewiß auch mancher Lacher, ihnen zuvorgekommen war.

»Siehst du, sagte der Vater, was ein gutes Beispiel vermag? Laß uns nur immer auf der ganzen Lebensreise den Weg einschlagen, und wär' er auch noch so rauh, auf welchem wir keinen Wächter über, neben und in uns scheuen dürfen!«

»Vater! sagte der Sohn, wie könnt' ich ein anderes wollen, da mir dein Beispiel überall vorleuchtet?«

»Und wie wohl wird dir seyn, fuhr der Vater fort, wenn auch du immer so handelst, daß du wünschen kannst, die ganze Welt befolgte dein Beispiel.«

Die Fahrt über den Strom.

Ein Jüngling kam vor einen breiten Strom, um sich übersetzen zu lassen. Es war die erste Wasserfahrt in seinem Leben. Das Dorf, wohin er wollte, lag der Anfurt, von welcher er abstieß, gerade gegenüber; der Schiffer aber stemmte sich auf seiner Fahrbrücke der Strömung des Wassers so mächtig entgegen, daß es schien, als wolle er weit oberhalb des Zieles landen.

Der Reisende fragte daher: »Wo soll es denn hingehen, guter Freund?«

»Gerade hinüber!« antwortete der Fährmann.

»Wenn das gerade heißt, sprach der junge Mensch, so hab' ich alles Augenmaaß verloren. Geht es so fort, so kommen wir vier bis fünf hundert Schritte zu weit hinauf.«

»Ja, mein lieber junger Herr, wenn es so fortgeht — versetzte der Fährmann; die Gewalt des Wassers aber wird uns, wenn wir in die Mitte kommen, weit genug abwärts treiben. Mein seliger Vater, Gott tröst' ihn, pflegte zu sagen: »Ein guter Fährmann, der gerade über einen Strom will, muß wie ein guter Christ sein Ziel ein wenig zu hoch stecken, sonst kommt er zu tief darunter. Den einen treibt der Strom des Wassers, den andern der Strom der Welt vorwärts.«

Wirklich mußte der Schiffer am Ende noch alle Kraft anstrengen, um nicht unter dem Ziele zu landen; der Jüngling aber bezahlte das Fährgeld vierfach. »Eine gute Lehre, sprach er, ist oft mehr werth, als ein geleisteter Dienst, und ihm, mein lieber Freund! gebührt für beides meine Erkenntlichkeit.«

Die Augen Gottes.

Eli hatte einen einzigen Sohn, er hatte auf ihn seine Hoffnung gesetzt, daß er seines Vaters Freude und Stütze seyn sollte. Doch der Knabe ward, als er heranwuchs, mürrisch und boshaft, und that nicht nach dem Willen des Vaters, und sein Vater hieß ihn deßhalb More, das heißt, einen Ungehorsamen. Mit jedem Jahre nahm des Knaben Bosheit zu:

denn er fürchtete sich nicht vor Gott Und oft erhob er sich in der Nacht heimlich vom Lager, und übte Frevel, denn er sprach: »Es ist finster um mich, der Allerhöchste achtet meiner Sünden nicht.« — Eli aber alterte vor Gram, und durchweinte oft die Nächte um seinen Sohn.

Einst kam Mozal, der weise Gesetzlehrer, welcher im Lande umherzog und des Herrn Rechte verkündigte, zu Eli, dem er schon lange befreundet war. Als Mozal die Trauer Elis bemerkte, erfragte er die Ursache, und sann nach, wie er des alten Vaters Schmerz lindern möge durch des Sohnes Wiedergeburt.

Folge mir, sprach er eines Abends zu More; und More folgte ihm, und er führte ihn vor die Stadt auf einen Hügel, und hieß ihn ruhen. Nun fieng er an mit ihm zu reden von des Auges wundervollem Baue und seiner Kraft, und wie sich im Auge die Seele spiegle. Und More hörte ihn mit Lust, weil er liebreich zu ihm redete; dann hieß er ihn aufsehen zu dem sternenbesäeten Himmel, und ohne weiter mit ihm zu reden, führte er ihn zu Elis Wohnung zurück.

Und am andern Abend führte Mozal den Sohn Elis wieder zu dem Hügel, und redete dann von dem Urheber des Auges, und fragte More: »Der das Auge gepflanzt hat, sollte der nicht sehen, und mehr sehen als die Menschen? »Und er ließ ihn wieder aufblicken zu den Sternen, und kehrte, ohne mit ihm weiter zu reden, zurück. More aber dachte den Worten

Mozals nach, und wußte nicht, in welcher Absicht dieser ihn Nachts auf den Hügel führte.

Als Mozal am dritten Abend ihm sagte, daß er ihn auf den Hügel geleiten möchte, fragte More: »Warum führst du mich jeden Abend auf den Hügel?« Der weise Lehrer versprach ihm noch heute die Antwort zu geben. Und als sie auf dem Hügel angekommen waren, richtete Mozal seine Blicke zu den Sternen, und hieß More solches auch thun und sprach: »Siehst du das zahllose Heer der Sterne? Es sind die Augen Gottes! — Wohin du sehen magst, dahin sahen schon vor dir die Augen Gottes. Wohin du sehen wirst, dahin sehen sie schon, und mehr als du siehst, sehen sie. Die Augen Gottes sehen Alles. Sie sehen durch deine Augen in dein Herz, und schließest du sie, sie sehen doch hinein. Und ist auch deinem Auge keines der unzählbaren Augen Gottes sichtbar, verhüllen auch dunkle Wolken deinen Blicken die Augen Gottes, du bist ihnen dennoch nicht verborgen mit allen deinen Gedanken, mit allen deinen Thaten: denn Finsterniß ist ihnen nicht finster, die Nacht leuchtet ihnen, wie der Tag. Die Augen des Herrn sind viel heller, denn der Menschen Augen, sie sehen Alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichsten Winkel.«

Bei dieser Rede kam More Angst und Beben an, und aus seiner Brust drängte sich ein tiefer Seufzer. Er gedachte der Nächte, wo er glaubte ungesehen Frevel geübt zu haben. Und Mozal sprach weiter zu ihm: »Auch die ewige Liebe und die verzeihende Huld

spiegelt sich in den Augen Gottes.« — Und der Jüngling flog an seine Brust, und rief: »Ich will sie verdienen!« — Und er schlug in sich, und was er that am Tage oder in der Nacht, er blickte auf zu den Augen Gottes. Und oft erhob er sich Nachts von seinem Lager, aber nicht, wie vormals, sondern er trug dem Armen Brod in seine Hütte, und machte heimlich gut den Frevel, den er gestiftet. — Und Eli wußte nicht, wie dem Knaben geschehen war: denn er war folgsam und freundlich, und er durfte ihm kein böses Wort mehr sagen. — Er wußte aber nicht, daß der Knabe mit Mozal auf dem Hügel gewesen war.

Die Freundschaft.

Als David aus der Amalekiter Schlacht wieder gekommen war, vernahm er die Nachricht, Jonathan der Freund seiner Jugend seye durch's Schwerdt gefallen. Da traten ihm die hellen Thränen in's Auge, und er nahm seine Harfe, und begann eine wehemüthige Klage, und sang: »Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Ihr Töchter Israels weinet über Jonathan, der auf den Höhen erschlagen ist.« —

So sprach David, und zerriß seine Kleider, und trug Leid, und weinte und fastete dreier Tage lang, daß seine Gestalt verfiel. Da nahete sich ihm Assaph,

der Sangmeister des Pallastes und sprach: »Nicht also, mein Herr und mein König! das sey ferne von dir, daß du um Jonathan dich selber verzehrest. Erwähle dir einen andern Freund aus den Kindern Israel, daß dein Herz wieder jung und fröhlich werde.«

»Wie magst du, Assaph, also reden, erwiederte David, hab' ich denn Jonathan zu meinem Freunde erwählt? Der Herr hatte ihn mir gegeben. Siehe! der Bund der Freundschaft ist eine Gabe von Gott; wie kann Jemand einen Freund sich erwählen!«

Und Assaph sprach: »Wohlan! so bitte den Herrn, daß er dir einen andern Freund gebe, daß du einen Bund mit ihm machst, wie mit Jonathan.«

Da weinte David bitterlich und antwortete: »Ach! du kennst nicht den Bund meines Herzens mit dem Sohne Sauls. Ich hatte ihn lieb, wie mein eigen Herz. Ich hatte ihm meine Seele gegeben. Wie könnte ich meine Seele zum andern Male geben?«

Darauf stürmte er wiederum in die Saiten der Harfe: »Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.«

Der Zweikampf.

Theophron war ein würdiger Diener der Kirche, und lehrte das Wort Gottes weit und breit. Als er einst von einer Reise, die er in Amtsgeschäften gemacht,

zurückkam, fragten seine Söhne, was ihm unterwegs begegnet sey. Und Theophron erzählte also: »Ich stieß auf zwei weibliche Gestalten, wovon die eine ernst und bedächtig, die andere aber leichtsinnig und flatterhaft aussah. Die eine blickte immer gen Himmel und ihre Tritte schienen nur über der Erde zu schweben, während die andere ganz an die Erde gefesselt zu seyn schien. Diese hatte einen duftigen Kranz von Blumen um das Haupt; jene aber war geschmückt mit einer Sternenkrone. Und siehe! zwischen diesen beiden Gestalten begann auf einmal ein fürchterlicher Zweikampf. Die Leichtsinnige und Flatterhafte sprach zu der Ernsten und Hehren: »Ueberwinde mich, so werd' ich deine Sklavin seyn! — Siehe mich nicht so verächtlich an; ich werde dir eine sehr brauchbare Dienerin seyn können. Indessen bleib' ich immer unwillig und störrig; du mußt mich sehr im Zaume halten; denn sobald du mir nachgiebst, und mein Joch erleichterst, so empör' ich mich und erkenne dich nicht für meine Herrin. Ueberwinde ich dich aber, so rechne auf keine Großmuth von meiner Seite; vielmehr werd' ich dir schimpflich begegnen und dich unter die Füsse treten. Und warum sollte ich dich auch glimpflicher behandeln? Du kannst mir niemals nützen; daher ist's meine größte Lust, dich zu verderben!«

»Ich konnte, fuhr Theophron fort, den Kampf nicht abwarten und entfernte mich.«

»O Schade!« riefen die Kinder alle.

»Ich weiß nicht, sagte der Vater, ob ich es bedauern soll: denn ein ähnlicher Streit fällt gar oft

im Leben vor; man will sogar wissen, daß jeder Sterbliche ihn erlebt.«

»Wie? riefen die Zuhörer erstaunt, jeglicher Sterbliche?«

Der älteste Sohn aber raunte dem Vater in's Ohr und sprach: »Vater! du sprichst von dem Kampfe zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit.«

Die Natur des Geldes.

»Wie geht es zu, daß so viele Reiche ungerührt bleiben bei der Brüder Noth, und zwar oft solche, die im frühern ärmern Zustande öfters angelobt, die Armuth mit milder Hand zu unterstützen, sobald der Herr sie mit Reichthum gesegnet haben würde?» Also fragte ein Knabe seinen Vater.

»Schau einmal durch's Fenster, sagte der Vater, wen siehst du da drüben?«

»Es sind arme Knaben und Mädchen, die vor den Thüren der Reichen um eine milde Gabe bitten,« sagte der Knabe.

»Aber schau einmal in diesen Spiegel hier, was siehst du da?« fuhr der Vater fort.

»Da sehe ich Niemanden, da sehe ich nur mich selbst,« sagte der Knabe.

»Sonderbar! rief der Vater. Und doch ist der Spiegel auch von Glas, und noch dazu von recht

seinem! Wie geht das wohl zu, daß du nicht durchblicken kannst?«

»Ich weiß es nicht!« sagte nachdenkend der Knabe.

»Jetzt fällt es mir ein, versetzte der Knabe. Weißt du, warum du im Spiegel immer nur dein eigenes Bild siehst? Weil der Spiegel — merke es wohl — versilbert ist. Merke es wohl, wiederhole ich dir, das Silber macht eigensüchtig und selbstisch. Darum denken und schauen gar Viele der Reichen immer nur ihr eigenes liebes Ich, und werden blind für Anderer Noth und Unglück.«

»Wenn ich einst reich werde, sagte der Knabe, will ich mich vom Silber nicht verblenden lassen, und so oft ich einen Blick in den Spiegel thue, will ich einen zweiten durch's Fenster werfen auf die Unglücklichen, die in den Strassen irren und einen Helfer suchen — ich will ihnen ein Vater werden!«

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrte, und die Söhne und Töchter des Dorfes sassen um ihn her und hörten ihm gerne zu: denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: »Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?«

Da trat ein Knabe auf, und sagte; »Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird.«

»Erzähle du nur nach deiner Weise!« antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

»Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen!«

»Ich gieng, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück: denn ich hatte den Vater nicht gefunden.«

»Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrien die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dachte ich bei mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt.«

»Kindlein! sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstrer Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte!«

»Ach nein!« riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen und sprach: »Ein andermal gieng ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abende zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einen Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und ringsumher im Gebüsche sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat.«

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: »Ja, wir wollen auch gute Menschen werden!«

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Stralen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die versiegten Lichtquellen seines Angesichtes, das er unverwandt ihr darbot.

»O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versiegt deine Kraft. Wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat!«

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deßhalb begann er und fragte; »Wie kannst du das Gestirn des Tages bewundern, und siehest es nicht?«

Da antwortete der Blinde und sprach: »Eben darum, mein Freund! Seit das Licht meiner Augen verdunkelt, und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meiner Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe lasset sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie alles, was ihr täglich sehet, mit leiblichem Auge!«

Der unbestimmte Lohn.

Der weise Gamliel unterrichtete einst seine Schüler über die verschiedenartigen Pflichten, deren pünktliche Erfüllung einem jeden Menschen obliege. Und die Jüngsten unter ihnen, die noch nicht auf einer solchen Höhe standen, die Tugend ihrer selbst wegen auszuüben, sondern ausser dem Lohne, den sie so reichlich in sich selbst trägt, noch auf einen äußern zu rechnen gewohnt waren, fragten den Lehrer: »Meister! sage uns doch, warum hat Gott den Menschen nicht offenbart, welches der Lohn eines jeglichen guten Werkes seyn wird.« — Und der weise Gamliel erwiederte: »Ich will euch auch diese Frage, wie ich es schon bei so vielen gethan, durch ein Gleichniß zu beantworten suchen.«

Die Jünger lauschten und der Lehrer begann: »Im Morgenlande lebte ein König, der damit umgieng, neben seinem Pallaste einen schönen und herrlichen Garten anzulegen, reich an Blumen und Bäumen mancherlei Art. Er lud die Arbeiter dazu ein, ohne die geringste Bedingung festzusetzen. Er ließ einem jeden frei, mit welchem Baume oder mit welcher Pflanze er den Garten zieren wollte.«

»Die Arbeit gieng rasch von Statten, und als dieselbe völlig beendigt war, ließ der König alle Arbeiter vor sich kommen. Und nun nannte jeder seine Bäume und Pflanzen, womit er den Garten versehen. Da fehlte es weder an Feigenbäumen, noch an

Cypressen und Palmen; man vermißte in demselben weder das Seltene, noch das Gewöhnliche: denn nach des Königs Willen sollte sein Garten ein Ganzes bilden und nichts sollte darin mangeln. Entzückt über das wohlgelungene Werk, gab der König einem Jeden nach seiner Arbeit, wie es ein Jeglicher verdient hatte.«

Der Lehrer schwieg.

»Soll diese Erzählung die Antwort seyn auf unsere Frage?« Also sprachen die Schüler.

»Allerdings! entgegnete der Meister: denn denket nur einmal nach; hätten die Arbeiter gewußt, von welchem Umfange der Lohn für die Pflanzung dieses oder jenes Baumes sey, so wäre des Königs Absicht keineswegs erreicht worden. Hätte dann nicht jeder der eingeladenen Arbeiter gerade die Arbeit übernehmen wollen, auf welche der bedeutendste Lohn gesetzt worden wäre? — Denkt euch die Welt als diesen Garten, die Menschen als die berufenen Arbeiter, und ihr habt zu euerer Frage die Antwort.«

Der unvergängliche Schatz.

Es war im Morgenlande einstens eine große Hungersnoth, und in den Hütten der Armen war ein klägliches Weinen und Händeringen.

Das rührte einen der Reichen, dessen Herz noch nicht versteinert war. Und er nahm seine Schätze, die er und seine Ahnen gesammelt hatten, rasch zusammen,

und vertheilte sie liebreich und mild unter die hungrigen Brüder und Schwestern. Darob machten die harten Verwandten und Freunde ihm bittere Vorwürfe, und schalten ihn einen gänzenlosen Verschwender, der nicht Haus zu halten wisse.

Er aber erwiederte und sprach: »Wie täuschet ihr euch doch, meine Lieben! wenn ihr mich einen gränzenlosen Verschwender nennt. Seht! meine Vorfahren häuften irdische Güter zusammen; ich aber sammle himmlische Schätze: Meine Vorfahren verbargen ihre Schätze da, wo sie vor Räubern und vor Würmern nicht sicher sind; ich aber wies meinen Schätzen eine Stelle an, die keine irdische Gewalt erreicht. Meiner Ahnen Schätze lagen fruchtlos; die meinigen tragen reichlichen Zins. Meine Ahnen erwarben todtes Metall; ich aber habe mir Herzen gewonnen. Meine Vorfahren sammelten für Andere nur; ich aber sammle für meine eigene Seele und zehre ewiglich davon.«

Also der seltene Reiche. Aber die Andern, die irdisch gesinnt waren, faßten die Worte des Himmlischgesinnten nicht, und lachten seiner in ihrem Herzen: denn nur der Reine kann das Reine und Göttliche verstehen.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet, und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard

und sprach: »Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage!«

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt' er sich in den Bodensee; aber der See fesselt' ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt, kam der Strom empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge geboren.

Er war Jüngling und erkor sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begränzen auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennet man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Der unvorsichtige Nachbar.

Alidor suchte einst in seinem Hause nach einem Dinge, an welchem ihm viel gelegen zu seyn schien. Er fand es aber nicht, denn im Hause war es finster, und der einfältige Alidor verstand die Kunst nicht, sich Licht zu schaffen.

Da gieng sein Nachbar Till gerade an seinem Fenster vorbei. Alidor lud ihn in's finstere Haus,

und klagte ihm seine Noth. »Da kann ich helfen,« sprach der gefällige Till, langte einen Feuerstein aus seiner Tasche, und schlug dem Nachbar Licht an.

Alsdann entfernte er sich. Alidor war erfreut und suchte. Aber er verfuhr dabei ungeschickt und unvorsichtig, denn er näherte sich mit dem Lichte den brennbaren Stoffen, die in dem Zimmer umher lagen. Diese fiengen Feuer. In wenigen Minuten stand das Haus in lichten Flammen, und nach einigen Stunden war es in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die Verwandten des verunglückten Alidor überliefen den gefälligen Till, und zürnten ihm sehr, daß er dem unvorsichtigen Manne zu einem Lichte verhalf, vermittelst dessen er seine Wohnung in Flammen steckte, und beinahe auch den Nachbarn hätte gefährlich werden können. Sie zankten sehr. Till aber blieb ganz ruhig und sprach: »Meine Absicht war rein und gut: denn sie gieng dahin, dem Nachbar zum Besitze des Lichtes zu verhelfen; der Erfolg stand ja nicht in meiner Macht. Kann ich dafür, daß euer Verwandter einen so kindischen Gebrauch machte von der schönsten Himmelsgabe?«

Was sich hier zugetragen, das geschiehet oft im Reiche des Lichtes und der Wahrheit.

Die neue Schöpfung.

Ein Edelmann hatte von einem reichen Oheim eine weite Strecke Landes ererbt nebst einem Dorfe. Aber das Land war morastig, unfruchtbar und öde. Der neue Besitzer ließ die stehenden Gewässer und Sümpfe austrocknen und allerlei Bäume und Gewächse darin pflanzen, also daß es ein lustiger Garten wurde mit einem schattigen Wäldchen, welches bis an das Dörflein sich ausbreitete.

Nach etlichen Jahren besuchte ihn der Lehrer seiner Jugend, und der Edelmann zeigte ihm, wie er den trägen Moorgrund ausgetrocknet und in einen schönen Garten umgewandelt habe. Der alte Lehrer besah alles mit Freuden, und rühmte das Einzelne, wie das Ganze. Der Besitzer aber erzählte, wie er Willens sey, noch mehreres anzubauen, und in dem Gebüsche allerlei Gewild zu hegen, und welchen Genuß ihm diese kleine Schöpfung gewähre.

Darauf antwortete der alte Lehrer: »Du verdienest solches, da du in göttlicher Weise den todten Sumpf in einen Wohnsitz des Lebens und der Freude umgeschaffen hast. Aber es fehlt dieser Schöpfung noch eines zu ihrer Vollendung.

»Und was wäre das?« fragte der Edelmann.

»Weißt du nicht, sprach der Greis, als Gott der Herr den Garten Eden erschaffen hatte, setzte er den Menschen hinein.«

Der Reiche aber schwieg und nahm diese Worte zu Herzen, und als im nächsten Frühlinge der treue

alte Lehrer ihn wieder besuchte, führte er ihn umher bis an das Ende des Wäldchens. Hier standen zwei neue freundliche Gebäude.

Da lächelte der Greis, drückte dem Edelmanne die Hand und sprach: »Ich wußte wohl, daß dein Herz mich verstehen würde. Nun hat die Liebe das Werk vollendet.«

Die beiden Gebäude aber waren das eine ein Waisenhaus, das andere eine Schule.

Die Holzlese oder die Kraft der Liebe.

Zwei Knaben, die Söhne armer Ältern, giengen an einem Herbsttage in den Wald, dürre Reiser zu sammeln. Der eine, ein Sohn einer frommen Wittib, hieß Erhard, der andere, Matthias, hatte eine harte Stiefmutter, die oftmals auch mit dem Vater in Unfrieden lebte.

Als die Knaben in den Wald kamen, beschlossen sie, auch gemeinsam wieder nach Hause zu gehen, und trennten sich, um dürre Reiser zu suchen. Erhard sammelte ämsig, und wo er einen verdorrten Ast auf einem Baume sah, kletterte er hinauf, und brach den Ast ab. In kurzer Zeit hatte er ein schweres Bündel bereitet, und schnürte es fest zusammen.

Darauf lief er nach der andern Seite und rief seinem Gefährten. Dieser antwortete aus der Tiefe des Wal-

des, und als Erhard hinzulief, fand er ihn zwischen den Nußsträuchen. Als Erhard ihn sah, sprach er zu ihm: »Komm jetzt zur Heimath. Wo hast du dein Bündel?« — Aber Matthias antwortete: »Wie? bist du schon fertig? Ich habe noch nichts gefunden?«

Da wunderte sich Erhard, und als er vernahm, daß er nur nach Nüssen gesucht habe, sprach Erhard: »Komm, ich will dir sammeln helfen, die Mutter harret meiner; sonst können wir nicht zusammen gehen.«

Da zog Matthias ein krummes Messer hervor, und sah umher, ob er auch Jemand gewahre. Erhard aber fragte: »Was willst du beginnen? Da antwortete jener: »Sammle du nur einige trockene Reiser, die ich auswärts in das Holz lege, für das Innere will ich schon sorgen. Darauf wollte er eine junge Eiche mit seinem Messer abhauen.

Da erschrack Erhard und rief: »Behüthe dich Gott, daß du solches thuest an dem jungen Bäumchen. Das wäre ja eine Schande und Sünde. Und wenn der Forstmeister solches erfährt, so verbietet er Allen, Holz zu lesen, und du wärest Schuld, daß alle arme Leute im harten Winter des Holzes entbehrten. Da sey Gott vor, daß wir ein solches Uebel thun! Warte nur ein wenig, ich will schon Rath schaffen!«

Da sah Erhard sich um, und entdeckte eine alte Eiche mit vielen abgestorbenen Zweigen, und kletterte hinauf, wie ein Eichhorn, und brach die dürren Zweige herunter. Matthias aber erstaunte.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten sie Holzes genug, und Erhard machte ein Bündel

und trug es dahin, wo er das seinige hatte, und stellte es hin, und sprach zu Matthias: »Nun nimm es auf deine Schulter.«

Aber Matthias sprach: »Gieb mir lieber das andere; denn es ist kleiner und leichter. Da lachte Erhard und sagte: »Du bist doch größer und stärker als ich, aber wie du willst.«

So nahmen sie die Bündel und giengen. Aber Matthias keuchte sehr und klagte, und ehe sie aus dem Walde waren, bat er Erhard, daß sie sich ausruhen möchten: denn er war sehr matt. Und wo ein Nußstrauch stand, wollte er hinan zu sehen, ob einige Nüsse darauf wären. Aber Erhard hielt ihn ab und sagte: »Ich muß zu meiner Mutter.«

Als sie aber auf der Landstrasse eine Ecke gegangen waren, wurde Matthias unwillig, warf das Bündel zur Erde und rief: »Du hast es zu schwer gemacht, und zog einige dicke Stäbe heraus, und sprach: »Mag diese nehmen, wer Lust hat?« — Erhard aber hob sie auf, und nahm sie zu den seinigen. »Ich will sie dir tragen, sagt' er, bis vor die Stadt.«

Da erstaunte Matthias über die Güte und Kraft seines Gefährten, und sah ihn an und sprach: »Wer lehrt dich alles dieses, und was giebt dir solche Stärke?«

Erhard antwortete: »Die Liebe meiner Mutter.« Matthias aber seufzte und stöhnte.

Das Ackerwerk Gottes.

Otto, ein Landwirth, sprach eines Tages zu seinem Nachbar Gotthold: »Ich habe seit vielen Jahren deinen Wandel und Wesen beobachtet; aber eines dünkt mir vor allem köstlich und zugleich befremdend. Obwohl deine Schicksale oft wunderbarlich wechselten, und viel und mancherlei Leid und Trübsal dich und dein Haus betroffen haben: so bleibest du dennoch gleich heiter und still in deinem Angesicht, Worten und Wesen an dem bösen, wie am guten Tage. Lehre mich, wie du solches vermögest.«

Da antwortete Gotthold: »Das läßt sich mit wenigen Worten sagen. Mich lehret es mein eigner Beruf und die tägliche Arbeit. Siehe! ich habe gelernt, mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk zu betrachten.«

Als bei diesen Worten Otto ihn ansah, als ob er Otto nicht verstände, fuhr dieser fort: »Siehe! mein Bruder! wenn eine Trübsal kommt, so denke ich an den Pflug und die Egge, die den Erdboden aufreißen, damit das Unkraut ersterbe und das Saamenkorn Wurzel fassen möge. So forsche ich nach dem wüsten Fleck in meinem Innern, und nach dem Unkraut, das in mir wohnen möge. Dieses muß vertilgt, oder jener bearbeitet werden, wenn die Frucht wachsen und gedeihen soll. Zuweilen auch sehe ich auf meine Trübsal wie auf ein Gewitter, welches schwarz und drohend heraufziehet, hernach aber Regen bringt

und die Luft abkühlt, und denke dabei: »Wenn es vorüber ist, wird die Sonne wieder scheinen. Siehe! so betrachte ich mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk. Darf auch der Acker zu dem Pflüger sagen: Was machest du?«

Darauf sagte der andere: »Du nennest mir die Frucht statt der Wurzel. Sage mir, wie gelangest du zu solchem Sinn und Gedanken?«

Und Gotthold antwortete und sprach: »Kann denn anders woher die geistige Gabe kommen, als von ihm, der den Regen und Sonnenschein auf unsere Äcker sendet, und das Brot aus der Erde hervorbringet!«

Die Saamenkörner.

Ein Vater hatte drei Söhne und wohnte mit ihnen auf einer großen Insel, und versorgte sie samt ihren Kindern, so daß sie niemals Noth und Mangel litten. Als sich aber das Ende des Vaters nahete, rief er die Söhne zu sich und sprach zu ihnen: »Ich muß euch jetzt verlassen, und die Stunde meines Scheidens ist herbeigekommen; so müsset ihr nun selbst für euch sorgen, wie ich bisher gethan habe. So könnet ihr auch nicht ferner bei einander bleiben, sondern ihr sollet ausziehen, gegen Morgen, gegen Abend und gegen Mitternacht. Nehmet aber diese Körnlein, so ich euch gebe, und bewahret sie sorgsam. Und wenn ich nicht mehr bei euch seyn werde, so

nehmet jeglicher ein Stück Feldes, und wühlet das Land um, daß es locker werde, den Sonnenschein und Regen zu empfahen. Wenn ihr solches gethan, streuet die Saamenkörnlein hinein und bedecket sie mit Erde, so werdet ihr reichliche Frucht empfangen zur Nahrung und Freude eures Lebens. Bewahret auch den Acker wohl, daß nicht das Wild eindringe und alles verderbe.«

Nachdem der Vater solches geredet, verschied er, und sie begruben ihn.

Darauf vertheilten sich die Söhne und zogen aus, wie ihnen der Vater geheissen hatte, und nahmen die Körnlein mit sich. Als sie nun angekommen waren, ein Jeglicher an seinem Orte, nahm der Älteste die Körner, so ihm der Vater gegeben, und sprach in seinem Herzen: »Wozu sollte ich mir und der Erde solch Leid anthun, daß ich mit Mühe ihren Schoos aufreisse. Die Sonne wird dennoch sie erwärmen und der Regen sie benetzen, so daß sie die Frucht bringe.« — Darauf streuete er den Saamen auf den harten Boden. Aber er gieng nicht auf und brachte keine Frucht. Da höhnte der Älteste, und vergaß das Geschenk seines Vaters.

Der zweite Sohn, der nach Abend zog, als er ankam, wo er wohnen sollte, sah die Gegend an, daß sie sehr lustig war, und gedachte in seinem Herzen: »Wie sollte ich mir solch ein Uebel anthun, den Schoos der Erde aufzuwühlen, so lange das Land nur reichlich seine Freuden bietet.« — Und er warf die Körner abseits und ließ sie liegen. Darauf, als

er die Früchte des Landes verzehret hatte, säete er den Saamen seines Vaters. Aber er gieng nicht auf, denn das Gewürm hatte die Keime zernaget; so säete er die Hülsen. Da spottete er der Gabe seines Vaters und vergaß sie.

Der Jüngste aber that, wie sein Vater geboten hatte, prüfete den besten Acker, bedüngte und grub ihn um mit aller Sorgfalt, zog ein Gehege umher und streuete den Saamen in die Erde. Da keimte der Saamen, und wuchs und brachte Frucht sechzigfältig und hundertfältig. Also that er auch die folgenden Jahre, und sein Acker ward immer größer, desgleichen auch die Ärndte, so, daß er und seine Kinder und Kindeskinder Ueberfluß hatten.

Nach etlichen Jahren, als die ältesten Brüder in Noth und Mangel gerathen waren, und von des jüngern Bruders Reichthum vernahmen, zogen sie hin und sahen die Felder ringsum bedeckt mit köstlichen Ähren und Garben, und hörten das Jauchzen der Schnitter auf den Feldern: denn es war die Zeit der Ärndte.

Da erstaunten die Brüder und sprachen unter einander: »Wir haben Unrecht gehabt, die Gabe des Vaters zu verachten.«

Der Ackermann und sein Sohn.

Ein Ackermann besaß ein großes Gehöft, viele Äcker, Gärten und Wiesen, große Heerden Rinder

und Schaafe, samt vielen Knechten und Mägden, und die Ordnung und der Reichthum seines Hauses waren berühmt im ganzen Lande; aber noch berühmter waren der Name und die Weisheit des Hausherrn, der alles klüglich und sorgsam zu leiten wußte, also daß es an keinem gebrach.

Da begab es sich, daß der Herr des Gehöftes verreisen mußte auf mehrere Monden, und er rief seinem Sohne und sprach: »Siehe, mein Sohn! ich ziehe in die Fremde; so hüthe du des Hauses und Hofes, die ich deiner Obhut vertraue, bis ich wiederkomme.«

Da entsetzte sich der Jüngling vor solchem Werke; aber der Vater grüßt' ihn und zog von dannen.

Nun übernahm Joses, so hieß der Jüngling, die Pflege des geräumigen Erbes, anfangs mit Furcht und Zagen; doch ermannte er sich und sprach: »Mein Vater hat es mir vertraut, so muß ich's vollbringen.«

So wirkte Joses rüstig, und der Fehler, die er anfangs begieng, wurden immer weniger.

Nach vielen Monden kehrte der Vater zurück, und als er sein Gehöft und die Äcker und Heerden erforschte, fand er beide, das Einzelne und das Ganze in guter Ordnung. Auch war der Ruhm des Sohnes erschollen im ganzen Lande, und die Menschen sprachen: »Gleich wie der Vater, also der Sohn!«

Als nun der Vater den Sohn lobte von wegen seines Haushaltens, da sagte der Jüngling: »Aber, mein Vater! wenn es nun nicht gelungen wäre . . .« — Da lächelte der Vater und sprach: »Ich kannte

deine Kräfte, du aber kanntest sie nicht; so wollt' ich dich zum Vertrauen erheben, darum begehrt' ich von dir das Größte. Jetzt bist du aus einem Jünglinge zum Manne geworden.« —

Diese Geschichte erzählte ein Lehrer seinen Jüngern, als sie erschracken über das Wort: Ihr sollet vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel. »Die hohe Aufgabe ist hohe Ehre,« sagte der Lehrer.

Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender angesehener Mann, dessen Name hieß Benedictus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen; so suchte er auch Jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermassen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so gieng er in sein Kämmerlein und dachte: »Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreuet haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!« — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihn die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur

Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, und gieng in sein Kämmerlein und sprach: »Alles stehet bei mir fest und unversehrt!« und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und gieng alsdann in sein Kämmerlein und sprach: »Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können,« und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gerne von dem köstlichen Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen sprachen: »Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet!«

Er aber sprach: »Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich.« — Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet im Segen.

Der Wegweiser.

Ein Wanderer hatte einen weiten und gefährlichen Weg über ein schroffes Felsengebirge zu machen, und war der Straße nicht kundig. Er forschte deßhalb bei einem Reisenden, von welchem er gehört hatte, daß er desselben Weges gekommen sey. Dieser beschrieb ihm mit klugen und deutlichen Worten die richtige Bahn samt allen Abwegen und Abgründen, die er vermeiden, und die felsigten Anhöhen, die er ersteigen sollte; dann gab er ihm ein Blatt, worauf alles künstlich und genau verzeichnet stand.

Der Wandersmann nahm alles wohl zu Herzen, und überlegte sorgfältig bei jedem Fortschritte und Abwege die Worte und Bezeichnung seines Freundes. So schritt er rüstig vorwärts; aber je weiter er kam, desto höher thürmten sich die Felsen, und der Weg schien sich zu verlieren in dem einsamen, bangen Geklüfte.

Da entsank ihm der Muth; er blickte ängstlich zu den hochragenden grauen Felsen hinauf, und rief: »Es ist für einen Menschen unmöglich, solche rauhe Bahn zu wandeln und dieß steile Geklüft zu ersteigen. Dazu gehören Adlersflügel und die Füße der Gemsen!«

Schon wandte er sein Angesicht und gedachte des Weges, den er gekommen war, da rief ihm eine Stimme zu: »Fasse Muth, und folge mir!« Als er sich umwandte, erblickte er vor sich zu seiner großen Freude die Gestalt des Mannes, der ihm den Weg

beschrieben hatte; er sah ihn zwischen Klüften und Abgründen und rauschenden Bergwassern ruhig und sicher einherwandern. Solches gab ihm Vertrauen, und er schritt eben so rüstig ihm nach. Ehe es Abend ward, hatten sie das Gebirg erstiegen und ein liebliches Thal, wo Myrten und Granatbäume blüheten, empfieng sie am Ziele der Wallfahrt.

Da dankte der fröhliche Wanderer seinem Führer und sprach: »Wie soll ich dir vergelten? Du hast mich nicht blos auf rechtem Wege geleitet, sondern mir auch Muth und Kraft gegeben, ihn zu wandeln.«

Darauf antwortete jener: »Nicht doch; bin ich nicht ein Wanderer, wie du? und bist du nicht derselbe, der du warest? Du hast nur an mir erkannt, wer du bist, und was du vermagst.

Adam und der Cherub.

Adam hatte das Feld gebauet und sich einen Garten geschaffen voll Bäume und Pflanzen. Die Ähren seines Ackers wogten im Glanze der Abendsonne, die Bäume standen voll Blüthen und Früchte. Der Vater des Menschengeschlechtes und sein Weib nebst den Kindern ruheten auf einem Hügel, und schauten die Herrlichkeit des Feldes und der Abendröthe.

Da trat der Cherub, der Wächter Edens, unter sie, ohne sein flammendes Schwerdt, und sein Antlitz war freundlich.

Er grüßte sie und sprach: »Sehet! nicht mehr wie ehemals wächst euch die Frucht von selber; im Schweiße eueres Angesichtes müsset ihr arbeiten, euch das Brot zu gewinnen. Aber nach der Mühe freuet ihr euch der selbst gewonnenen Frucht, und lieblich glänzen die vollen Ähren. Jehovah, der Barmherzige, hat euch ein Mittel gegeben, euch selbst ein Eden zu bauen.«

»Wohl, sagte Adam, seine Güte ist groß, auch wenn er züchtiget. Gerne wollen wir arbeiten im Schweiße unsers Angesichtes. Aber ehemals war Jehovah uns näher, und segnete uns, und ließ sein Antlitz über uns leuchten.... Was ward uns dafür?«

»Das Gebet, antwortete der Cherub. Durch Arbeit giebt er euch die irdische, — durch das Gebet die himmlische Gabe.«

Und Adam erhob sein Angesicht, samt seinem Weibe und den Kindern, und er dankte und betete. Da ward sein Auge heller und sein Angesicht glänzte, und er sprach: »Der Herr ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!«

Das Paradies.

Im Schweiße ihres Angesichtes aßen die ersten Menschen ihr Brot, und nähreten sich mit Kummer. In einer Hütte von Baumzweigen geflochten wohnten sie, und Adam bauete das Feld.

Und als nun die Mutter aller Lebendigen sahe, wie der Schweiß ihm vom Angesichte träufelte, da seufzte sie: »Ach! um meinetwillen ist der Acker verflucht und trägt Dornen und Disteln. Denn ich habe gegessen von dem Baume, von dem der Herr sagte: Esset nicht davon, rühret ihn auch nicht an, daß ihr nicht sterbet. Mein ist die Schuld, daß Adam das Feld bauet.«

So klagte Eva sich selber an; aber auf einmal verklärte sich ihr Antlitz, wie wenn das Morgenroth die Wolken anhaucht, und sie trat zu ihrem Gatten und sprach: »Siehe! Geliebter! als der Engel des Herrn uns aus Eden vertrieb, da waren unsere Seelen voll Frevels und unsere Hände voll Ungerechtigkeit. Aber es ist jetzt besser mit uns worden, und wir sind Gott gehorsam und dienen in ihm, und seine Gnade ruht auf uns. Wohlan! so laß uns den Herrn anrufen, daß er uns zurückführe nach Eden; denn er ist barmherzig und gnädig, und wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten.«

Ihr antwortete der ernste Vater der Menschen: »Nicht also, meine Geliebte! wie könnten wir fernerhin in Eden wohnen? Würde nicht das Gefühl unserer Schuld uns verfolgen gleich einer Schlange? Könnten wir je vor dem Baume des Erkenntnisses stehen, ohne den Richterspruch Gottes zu vernehmen? Ach! setzte er hinzu, jedes rauschende Blatt würde mir zurufen: Was wollet ihr, Gefallene, an dem Orte, der für die Unschuld gepflanzet ist? Eva, wir gehören nicht mehr für die Seligkeit Edens.«

Da weinte Eva also, daß ihre Thränen in die Schollen des Erdreiches fielen, und sie sprach: »Hast du keinen Trost für mich, Adam?«

Und Adam schlug seinen Blick in die Wolken empor.

Hagar.

Als Hagar ausgetrieben war von Abrahams Wohnung mit ihrem Knäblein Ismael, irrte sie umher in der Wüste Berseba, und der Wasserkrug war leer, den Abraham ihr mitgegeben hatte. Und ihr Kind litt heftigen Durst und jammerte sehr, und es war nirgend ein Quell, noch ein Born zu finden. Hagar aber weinte und sprach: »Ach! wird der Herr des unschuldigen Kindes vergessen? Gerne will ich sterben, wenn er nur des Knaben sich erbarmet.«

Darauf legte sie den Knaben unter einen Baum, und setzte sich gegenüber von ferne. Denn sie sprach: »Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben,« und sie erhob ihre Stimme und weinete.

Da erhörte Gott der Herr die Stimme des Knaben und that Hagar die Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sah. Da gieng sie hin, und füllete die Flasche mit Wasser, und tränkte den Knaben.

Und Hagar war getröstet und sprach: »Die Thränen der Unschuld und Liebe vergißt der Herr nicht, und wenn die Noth am größten, ist seine Hülfe am nächsten!«

Das Angebinde.

Als nun die Zeit erfüllet war, und der Geburtstag des Vaters herbeikam, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sahe, zum schönen Kranze und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Und als der Tag erwachte, giengen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein, mit bloßen Füßchen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei, und legten ihn auf des Vaters Bett, ganz leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl; aber er that, als ob er schliefe.

Und als es nun Morgen war, da kam der Vater und hatte den schönen Blumenkranz, und sagte: »Wo sind die Engelein, die mich bekränzet haben in der Nacht, da ich schlief!« Und die Kinder kamen und hiengen an ihm, küßten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines rundes Fäßlein mit Reifen, darinnen war schöner Wein, von Hochheim zu Hause, das Herz des Vaters zu erfreuen. Da war der Vater erfreut, als er sah, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten um den Vater und das Fäßlein.

Darnach trat der Vater an den Tisch, und fand ein fein großes Blatt, darauf war ein schöner und frommer Gesang von dem zweiten Sohne, der aus

der Fremde heimgekommen war. Und als der Vater es las, da lächelte er und die Thränen fielen auf das Blatt.

Da sahen die drei Kleinen den Vater an und sagten: »Lieber Vater! nicht wahr? wir können noch nichts geben und nichts fertigen, wir sind noch so klein!« — Da nahm der Vater alle drei, das Mägdlein und die beiden Buben, und drückte sie an sein Herz und sagte: »O gedenket nicht, daß eure Gabe geringer sey in meinen Augen. Klopfen doch eure kleinen Herzlein so gut wie die andern, und mein Vaterherz für euch Alle.«

Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Ältern, feierte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Ältern hatten ihn reichlich beschenkt mit schönen Gaben, und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten schon die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reizte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: »Diese Pfirsiche zu berühren hat mir der Vater verboten; es sind die ersten Früchte der Bäumchen; auch hab' ich mein eigen Gärtchen mit allerlei Früchten. Kommt alle von hinnen! Sie möchten uns reizen.«

Da sprachen die Knaben: »Was hindert's, daß wir sie kosten; heute bist du Herr des Gartens und kein anderer. Ist nicht dein Geburtstag und bist du nicht auch ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind seyn, so man leitet und gängelt. Komm nur einmal in unsern Garten! Da wehret uns Niemand« . . . So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: »Ach nein! kommet mit mir, der Vater hat es verboten.« — Da antworteten die Knaben: »Dein Vater siehet es nicht; wie will er's erfahren? Und frägt er, so sagst du, du wissest es nicht.«

»Pfui! antwortete Erich — da müßt' ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen.«

Da sagte der Älteste: »Erich hat recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh! Erich, wir wollen sie pflücken; dann kannst du darauf schwören, du hättest es nicht gethan.« — Dem stimmten Erich und die andern bei, und brachen die Früchte, und verzehrten sie untereinander.

Als nun die Dämmerung kam, giengen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten, denn er scheute das Angesicht seines Vaters,

und wenn er die Thüre des Hauses hörte, erschrack er, und es grauete ihm in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends gegen die andere Seite des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war. Der Vater aber gieng und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten und rief: »Erich! Erich! wo bist du?« — Als der Knabe seinen Namen hörte, da erschrack er noch mehr und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm und sprach; »Ist das dein Geburtsfest und mein Dank, daß du meine Bäumchen beraubest?«

Erich antwortete darauf und sprach: »Ich habe die Bäume nicht angerührt, mein Vater! Vielleicht hat es einer der Knaben gethan!«

Da führte ihn der Vater in das Haus, und stellte Erich vor sich in der Helle des Lichtes, und sagte zu ihm: »Willst du deinen Vater noch täuschen?«

Da erblaßte der Knabe und zitterte, und gestand es dem Vater mit Thränen und Flehen.

Der Vater aber sagte: »Von nun an bleibt dir der Garten verschlossen.«

Darauf wandte sich der Vater. Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ihm grauete im Dunkeln, er hörte das Pochen seines Herzens, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn die Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens.

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt, und die Mutter jammerte des Knaben. Darum

sprach sie zu dem Vater: »Siehe! Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.«

Der Vater antwortete: »Das soll er, darum habe ich den Garten verschlossen.«

»Ach! sagte die Mutter, er beginnet so traurig das neue Jahr seines Lebens.«

»Damit es ihm ein freudiges werde,« antwortete der Vater.

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermals zu dem Vater: »Ach! ich fürchte, Erich könnte an unserer Liebe verzweifeln.«

»Nicht doch, erwiederte der Vater, dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe; jetzt lern' er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.«

»Aber, sagte die Mutter, erscheinet sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?«

»Freilich, antwortete der Vater, als Gerechtigkeit und Weisheit. Aber, so lerne er, im Bewußtseyn seiner Schuld, sie fürchten und ehren. Dann wird sie zu seiner Zeit ihm wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen und er von neuem ohne Furcht sie Liebe nennen. Das wird er; solches verbürgt mir sein Trauern.«

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemach ruhig

und mit heiterm Angesichte. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Ältern zusammengelegt in ein Körbchen; das trug er und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: »Was willst du, Erich?« — Und der Knabe sprach: »Ich bin nicht werth gewesen der Geschenke und Liebe meiner Ältern; so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeuget mir, daß von nun an ein neues Leben in mir beginnet. O! so vergebet mir, und nehmet mich und alles, was ich von euerer Liebe empfieng, zum Opfer.«

Da schloß der Vater sein Kind in die Arme und küssete es, und weinete über ihm. Also that auch die Mutter.

Das Saamenkorn.

Zwei Wanderer zogen gemeinsam über Land, und als sie unterwegs ausruheten in einer Herberge, erscholl plötzlich das Geläut der Glocken und ein Geschrei, daß eine Feuersbrunst sey in dem Dorfe. Da sprang der eine Wanderer auf, warf seinen Stab und Bündel von sich, um eilends zu helfen. Der andere aber hielt ihn zurück und sprach: »Weßhalb sollten wir hier verzögern? Sind nicht Hände genug zum helfen; was kümmert uns die Fremde?«

Aber jener hörte nicht auf die Rede, sondern lief hinaus zu dem brennenden Hause; nun folgte der andere langsam, und stand und sah zu von ferne.

Vor dem brennenden Hause aber stand eine Mutter wie erstarret, und rief: »Meine Kinder! meine Kinder!«

Als der Fremdling solches hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen den krachenden Balken, und die Lohe schlug um ihn her. Das Volk aber rief: Der ist verloren!

Als man nun harrete eine Weile, siehe! da trat er hervor mit versengtem Haare, und trug zwei Kindlein auf den Armen, und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdlinge zu Füßen. Dieser aber hub sie auf, und tröstete sie. Unterdeß stürzte das Haus zusammen.

Als nun beide, der Fremdling und sein Gefährte, zur Herberge zurückkehrten, sagte dieser: »Aber, wer hieß dich solch' kühnes Wagstück beginnen?»

Jener antwortete und sprach: Er, der mich heißet das Saamenkorn in die Erde legen, daß es verwese und neue Frucht bringe.«

»Aber wie? sagte der andere, wenn nun des Hauses Trümmer dich begraben hätten . . .«

Da lächelte jener und sprach: »So wär' ich selbst das Saamenkorn gewesen.«

Des Baches Wandel.

»Schauet jenes Baches Wandel, sprach der Lehrer zu seinen Jüngern. Kräftig und still durchströmt er das Thal und die Wiesen, und trägt in dem klaren

Spiegel seiner Wellen das Bild des blauen Himmels. Er tränkt die Wurzeln der Bäume und Stauden, die an seinen Ufern grünen, und sein kühler Hauch erquickt ringsumher Blumen und Halmen.«

»Aber drüben fließet er durch eine kühle Steppe voll Sand und Kiesel; da endet sein Segen.«

»Dennoch bleibet er der klare und segenreiche Born, wenn auch Niemand seines Segens genießet.«

»Siehe! ein wilder Eber stürzt sich hinein, und durchwühlt des Baches liebliche Wellen. Er tränket den Eber, und kühlet ihm die brennenden Seiten; der aufgewühlte Schlamm senket sich von selber.«

»Jetzt neiget ein ermatteter Wanderer sich zu ihm, stillet den Durst, netzet die glühende Stirne, und eilet erquickt und dankbar von dannen.«

»Wo ist des freundlichen Baches Quell und Ursprung?«

»Schau' hinauf! Siehest du des Gebirges hochragendes Haupt, und in ihm die von Felsen umstarrete Höhle? Da, in der tiefen Brust der Erde ist des Bächleins verborgene Quelle.«

»Aber von wannen kommt dorthin der nie versiegende Quell und der unerschöpfliche Ursprung?«

»Siehe! des Berges Gipfel raget gen Himmel; ihn umhüllen die thauenden Wolken.«

»Wo ist des Baches Ziel und Ende?«

Immer größer strömet er vorwärts bis in des Oceans Arme; von dannen kehret er zu den Wolken.«

Also redete der Lehrer; seine Jünger aber erkannten der göttlichen Liebe Bild und irdisches Walten.

Die Lehre der Natur.

Unter den Jüngern Hillel, des weisen Lehrers der Söhne Israel, befand sich einer mit Namen Saboth, den verdroß jegliche Arbeit, also daß er sich dem Müßiggang und der Trägheit ergab. Hillel aber war bekümmert um den Jüngling, und beschloß ihn zu heilen.

Zu dem Ende führte er ihn hinaus in das Thal Hinnon bei Jerusalem. Daselbst war ein stehendes Gewässer voll Gewürm und Ungeziefer und bedeckt mit schlammigem Unkraut.

Als sie das Thal erreicht hatten, legte Hillel seinen Stab nieder und sprach: »Hier wollen wir ausruhen von unserm Wege.« Der Jüngling aber verwunderte sich und sprach: »Wie, Meister! an diesem häßlichen Sumpfe! Merkest du nicht, welch' ein vergiftender Dunst daraus emporsteigt?«

»Du hast recht, mein Sohn! antwortete der Lehrer, dieser Sumpf gleichet der Seele des Müßiggängers. Wer möchte in seiner Nähe weilen?«

Darauf führte Hillel den Jüngling zu einem wüsten Acker, auf welchem nur Dornen und Disteln wuchsen, die erstickten das Korn und die heilsamen Kräuter. Da lehnte sich Hillel auf seinen Stab und sprach: »Siehe! dieser Acker hat einen guten Boden, allerlei Nützliches und Erfreuliches zu tragen. Aber man hat sein vergessen und ihn versäumt. So bringt er jetzt gewaltige Disteln und Dornen und giftiges Gesäme;

darunter nisten die Schlangen und Molche. Vorhin sahst du die Seele — jetzt erkenne das Leben des Müßiggängers.«

Da wurde Saboth ergriffen von Scham und Reue und sprach: »Meister! warum führest du mich in solche öde und traurige Gegend? Sie sind das strafende Bild meiner Seele und meines Lebens.» — Hillel aber antwortete und sprach: »Da du meinen Worten nicht glauben wolltest, so habe ich versucht, ob die Stimme der Natur zu deinem Herzen dringen möchte.« — Saboth aber drückte seinem Lehrer die Hand und sagte: »Es ist dir nicht mißlungen, ein neues Leben, du sollst es sehen, ist in mir aufgegangen.«

Also geschah es: Saboth ward ein thätiger Jüngling. Da führte ihn Hillel in ein fruchtbares Thal, an die Ufer eines klaren Baches, der in lieblichen Windungen zwischen fruchtbaren Bäumen, blumigen Wiesen und dunklem Gebüsche dahin strömte. — « Siehe hier, sagte hierauf der Greis zu dem erfreuten Jünglinge, das Bild deines neuen thätigen Lebens. Die Natur, die dich gewarnt hat, mag auch nun dich belohnen.«

»Ihre Anmuth und Schönheit kann nur den erfreuen, der in ihrem Leben sein eigenes schauet.

Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre seines ländlichen Hauses und freute sich des heitern

Herbstmorgens. Sein Auge ruhete bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten.

Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greise, und unterredete sich mit ihm. Als er nun die Zahl seiner Jahre aus seinem Munde vernahm, wunderte er sich seines kräftigen Alters und blühenden Aussehens. Darnach befragte er den Greis, was er gethan habe, um solcher Kraft und Heiterkeit in dem Spätherbste des Lebens zu genießen.

Darauf erwiederte Geron: »Mein Sohn! es ist wie jedes Gute, eine Gabe, die von oben kommt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben; jedoch können wir hierunten auch einiges thun, sie zu empfahen.«

Nach diesen Worten erhob sich der Greis, und führte den Fremdling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute.

Darauf sprach der Greis: »Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe! mein Sohn! diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters.«

Der Jüngling aber winkte dem Greise: denn er verstand seine Worte, und nahm sie zu Herzen.

Die Geduld.

Der weise Hillel hatte zu seinen Jüngern über die Geduld geredet. Da sprachen sie zu ihm: »Meister! gieb uns nun auch ein Bild und Gleichniß, wie du zu thun pflegest.«

Hillel antwortete und sprach: »Ich vergleiche sie dem Köstlichsten, was die Erde erzeugt, dem Edelstein. Von Sand und Felsen gedrückt, ruht er in dem dunkeln Schooße der Erde. Obwohl ihm kein Lichtstral sich nahet, glänzet er doch in unverwelklicher Schönheit, ein Kind des himmlischen Lichtes, das er treulich in sich bewahret. So bleibet ihm sein Glanz auch in der tiefen Nacht; aber befreit aus dem dunkeln Kerker und emporgehoben an den Tag, bildet er, mit dem Golde vereint, das Zeichen und den Schmuck der Herrlichkeit — Ring, Zepter und Krone.«

»Dem größten irdischen Schmucke vergleichst du die verborgenste und stillste der Tugenden!« sagten die Jünger.

»Ihr Ende, sprach Hillel, ist die Krönung des Lebens.«

Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm röthlich ent-

gegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, als sie den Hirten nicht sah, gieng davon und brach in einen Garten, und fraß Blumen und Kräuter, nach ihrem Gelüst, anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind, und zerschlug und schmähete es jämmerlich.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben, und sah ihn ernstlich an und sprach: Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch' ein unbarmherziges Gericht, und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde ... «

Da scheuete sich der Knabe, und erröthete vor dem Vater.

Selbstprüfung.

Ein frommer Vater hatte einen ungerathenen Sohn, der alle Ermahnungen verschmähend in der Gesellschaft böser Buben seine Tage verlebte, und jedem Gelüste seiner Sinnlichkeit fröhnte. So wurde sein Herz immer mehr verderbt, und ein jegliches Gute in ihm erstickt. Der Vater aber trauerte im Stillen über die verkehrten Wege des Jünglings.

Nach einiger Zeit fiel der Vater in eine schwere Krankheit, und als er fühlte, daß er sterben sollte, ließ er seinen Sohn zu sich kommen. Als nun der Sohn an das Bette seines Vaters trat, sprach dieser zu ihm: »Fürchte nicht, mein Sohn! daß ich dir Vorwürfe machen werde über deinen Wandel. Siehe! ich sterbe und lasse dich zum Erben meiner Güter. Dafür erfülle du denn meine letzte Bitte, die ich an dich thun werde. Sie ist leicht zu vollbringen, so wirst du deren Erfüllung mir gerne versprechen und halten.«

Der Sohn antwortete, daß er es gerne thun wollte, wofern er irgend vermöchte.

Da sagte der sterbende Vater: »So versprich mir, mein Sohn! daß du zwei Monden lang an jedem Abend eines vollbrachten Tages in diese Kammer gehen, und dich daselbst eine halbe Stunde lang in der Einsamkeit mit dir selbst unterhalten willst.«

Der Sohn versprach, solches vollkömmlich zu halten, und reichte dem Vater die Hand darauf.

Da segnete ihn der Vater und verschied und ward begraben. Der Sohn kehrte aber zu seinen Gesellen zurück, und lebte, wie zuvor, lustig und in Freuden.

Wenn nun der Abend kam, so gedachte er seines Gelöbnisses, und das Bild seines sterbenden Vaters mahnete ihn, es zu halten. Im Anfange wurd' es ihm lästig, alleine zu seyn, denn es däuchte ihm still und einsam, und eine Furcht wandelte ihn an. Doch überwand er sich selbst um seines gegebenen Wortes willen, und dachte, zwei Monde werden wohl vergehen.

Aber siehe! nun giengen ihm die Augen auf über seinen Wandel, sein Herz verklagte ihn und die Furcht des Herrn ergriff seine Seele, und er schlug in sich und weinete und wurde ein anderer Mensch.

Die Tollkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeere zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen.

Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu, und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug, und sie beschauete, um sie zu essen.

Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde, und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze aus der Erde, und zertrat sie samt den Kirschen, die daran saßen.

Da murreten die beiden Kinder, und sahen den Vater an mit Unmuth. Der Vater aber schwieg und gieng weiter. Endlich fragten die Kinder und sprachen: »Wie vermochtest du, lieber Vater! also die schöne Frucht und uns die Freude zu verderben? Warum thatest du das?«

»Kinder, antwortete der Vater, hättet ihr diese Frucht gegessen, so wär' es euer beider Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze.«

Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater, und sprachen: »Lieber Vater! warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren.«

Der Vater aber antwortete: »Eben euer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeere zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch versage!«

Der rohe Edelstein.

Ein roher Edelstein lag im Sande zwischen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe sammelte von diesen zu seinem Spiel, und brachte sie nach Hause zugleich mit dem Edelsteine; aber er kannte diesen nicht. Da sah der Vater des Knaben dem Spiele zu, und bemerkte den rohen Edelstein, und sagte zu seinem Sohne: »Gieb mir diesen Stein!« — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieser aber nahm und schliff den Stein künstlich in regelmäßigen Flächen und Ecken, und herrlich stralte nun der geschliffene Demant.

»Siehe! sagte darauf der Vater, hier ist der Stein, den du mir gabest. Da erstaunte der Knabe über des Gesteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: »Mein Vater, wie vermochtest du dieses?«

Der Vater sprach: »Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte, so befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt stralt er mit seinem natürlichen Glanze.«

Darnach, als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein, als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bache, der neben seiner Wiese dahin floß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe: denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm, und ward sein finsteres Aussehen gewahr, und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrage der Wiese zu reden.

Aber der Nachbar erwiederte: Macht es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bache, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder.«

Der Landmann freute sich des klugen Rathes, und gieng hinaus, und begab sich an die Arbeit, und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar, und lief zu seinem Nachbar, und zürnte sehr über seinen Rath.

Aber dieser sagte: »Lieber! warum zürnest du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Hadere vielmehr mit dir selber, und deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiesen leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn alsdann führt er seine Fettigkeit und des Wiesensgrundes Erdreich mit sich fort, und lässet nur seinen Kies und Sand zurück.«

Also verhält es sich auch mit dem Reiche der Wahrheit.

Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück zu seiner Heimath und seine Seele war voll süßer Hoffnung: denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Ältern und Brüder nicht gesehen. Deßhalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es ward sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als

er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, verirrte er sich auf seinem Wege, und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzete: Ach! möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsale auf den rechten Weg führte, wie wollt' ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er, und stand stille, und harrete eines Führers.

Die Erkenntniß des Irrthumes ist der erste Schritt zur Wahrheit, und sie machet den Menschen geneigt, in Demuth dem Führer sich anzuvertrauen. Aber er stehet alsdann auch in Gefahr, vom falschen Lichte mißleitet, der Verführung in die Hände zu fallen.

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer däuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. »Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Selbst der liebliche Stral des Morgenrothes dünkte mir nie so erfreulich, als dieses Licht, das doch nur wie ein Fünklein dagegen zu vergleichen ist.«

Also ist der Mensch. In dem Dunkeln der Nacht erkennet er den Werth des süßen Lichtes; in der Einöde den lieblichen Ton des menschlichen Grußes; in der Noth den freundlichen Druck der brüderlichen Hand.

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinete den Mann zu sehen, der

das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das, aus Sümpfen geboren, über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte rüstig bis an den Rand eines Abgrundes. — Da erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: »Halt! oder du bist ein Kind des Todes!« — Er stand und schauete sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. — »Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? Ich bin ein verirrter Wanderer!« — »Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer in's Verderben lockt! Nicht die Natur hat es geboren, sondern unterirdische böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichtes nachahmet. Siehe! wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß!« Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

So flucht der gesunde Menschensinn selbst in der rohen Sage des Volkes dem gleißenden Truge, der den holden Glanz der Wahrheit nachäffet. Er fühlet es, daß nur vom Himmel der reine Stral herniederkomme, und nennet den Trug und Lug nicht ein Erzeugniß der gütigen Natur, sondern eine Geburt höllischer Geister. Nur Mißleitung und langer Irrsal in dunkler Nacht vermag sein Herz und Auge der Wahrheit zu verschließen, daß er dem Truge folge, wie dem Lichte.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber verwunderte sich und sagte: »Gott hast du zu preisen, daß es sich so fügen mußte, daß ich eben im Kahn auf dem Gewässer mich befand. Aber wie sollte der Mensch seinen Bruder im Irrthume lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen?«

Also denkt der einfache unverderbte Mensch, und kann es nicht ahnen, daß der eigensüchtige Trug, der sich Weisheit nennet, ihn mißleiten wolle, und giebt sich willig ihm hin. Aber die Quelle des Irrthumes liegt nicht im Volke, sondern in seinen selbstsüchtigen Führern.

Darauf bezeichnete der gutmüthige Fischer dem Pilger den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Er gieng, und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne durch das Fenster das süße heimathliche Licht mit stillem bescheidenen Glanze entgegen, — ihm doppelt süß, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder hiengen an seinem Halse, und küßten ihn und weineten vor Freuden.

Böser Umgang.

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit

Menschen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittig war.

»Väterchen! sagte eines Tages zu ihm die sanfte Eulalia, als er ihr untersagte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Luzinde zu besuchen. — Väterchen! du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Weg könne uns gefährlich werden.«

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin, und reichte sie der Tochter hin. »Sie brennt nicht, Kind! sagte er, nimm sie nur!«

Das that Eulalia, und siehe, die zarte weiße Hand wurde schmutzig, und unversehens auch das weiße Gewand.

»Daß man doch gar nicht vorsichtig genug seyn kann, sagte Eulalia verdrüßlich, wenn man Kohlen berührt!«

»Ja wohl! sprach der Vater, du siehest, mein Kind! daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, — doch schwärzt! Also der Umgang mit Sittenlosen.«

Die Zeittheilung.

In grauer Urzeit, als es noch nicht lange war, daß die Menschen erschaffen, und sie noch vieles nicht kannten, was uns zur täglichen Gewohnheit geworden, wünschten sie die Zeit zu theilen. Und der Eine zählte

die Stunden nach Hunger und Durst; aber das war eine ungewisse Rechnung. Der Andere maß sie nach der Entfernung der Ortschaften; aber das gab für verschiedene Menschen eine verschiedene Dauer. Der Dritte urtheilte nach dem Laufe des Wassers; aber das war nur augenblickliche Hülfe. Als die Menschen nun so in Verlegenheit waren, trat ein Mann Gottes auf, öffnete seinen Mund, und sprach: »Ihr Männer! lieben Brüder! Gott sprach bei der Schöpfung: Es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheinen Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre.« Da es nun Mittag war, wies er sie zur Sonne hinauf und sprach: »Jetzt ist es Mittag: denn die Sonne stehet am höchsten. Und da es Nacht ward, wies er sie abermal gen Himmel und sprach: »Jetzt ist es Mitternacht: denn die Sterne haben darnach ihren Stand.« Deß wunderten sich die Menschen. Er aber gab ihnen die Lehre und sprach: »Lieben Brüder! man kann nur am Himmel sehen, welche Zeit es auf Erden ist.«

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Mal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den röthlichen Backen und zartem

Pflaume. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abende, als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: »Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?«

»Herrlich, lieber Vater! sagte der Älteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.«

»Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt!«

»Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O! das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde.«

»Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben!«

Da begann der zweite Sohn: »Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.«

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: »Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich

war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! «

» Und du, Edmund? « fragte der Vater.

Unbefangen und offen antwortete Edmund: » Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen. «

» Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht? «

Da riefen sie alle drei: » Das hat Bruder Edmund gethan! — » Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten, und lockte das Söhnlein des Landmannes, also, daß sie hingiengen, und die Bäumchen allesamt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: » Ach! warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben! »

Diese Worte giengen dem Söhnlein des Landmannes sehr zu Herzen, und er rief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: »Ach! mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdienet habe.«

Da antwortete jener: »Du Thor! dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut seyn.«

Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — zu Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen: denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.

Jetzt trat der Vater herzu, und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei, und freueten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: »Mein Kind! was weinst du?« — Und Gotthold antwortete: »Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater! thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen

darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu seyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! Denn siehe! ich habe die jungen Bäumchen beraubt.«

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: »Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sey, daß du etwas zu verhehlen hast: dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen.«

Der Sonnenaufgang.

Wie Vater Walter seinen Kindern Abends versprochen hatte, so that er am andern Morgen: er weckte sie auf, als eben der Morgenstern in seinem Glanze aufgebrochen war. Rasch kleideten sie sich an. Nach Kurzem standen sie draußen auf einer nicht weit von ihrer Wohnung entfernten Anhöhe, um dort zum ersten Male in ihrem Leben die Sonne aufgehen zu sehen.

Er war ein herrlicher Maimorgen; Berg und Thal dampften vor Freude darüber, und der Fluß rauschte gewaltig untenhin, als ob er, da jedes Vögelein sang und jedes Blatt vor Entzücken zitterte, ebenfalls nicht stumm vor dem Angesichte des Schöpfers dahin gehen wolle.

»Wie kommt es doch aber, lieber Vater! fragte Wilhelm, der Älteste der Knaben, daß Morgens ein ganz anderer Geist in der Natur zu wehen scheint, als Abends?«

»Das magst du dir selbst erklären, mein Kind! antwortete der Vater. Wenn dich mit einbrechender Dämmerung Schlaf und Müdigkeit befallen, nicht wahr, dann wirst du auch allmählig still und immer stiller, bis daß dir der Schlaf in deinem Bette die Augen vollends zuschließet, und kein Laut mehr von dir gehet. Siehe! eben so verhält es sich mit der Natur. Sie hat sich geregt mit den Tausenden ihrer Kinder den ganzen Tag hindurch, und Freude und Leid, Regen und Sonnenschein dahin genommen aus der Hand ihres Gottes. Nun ist sie freilich, wenn die Nacht kommt, auch müde geworden, und begiebt sich, wie ein Kindlein, still zur Ruhe. Oben am Himmel ziehen indeß Mond und Sterne, als treue Wächter, wechselnd auf und ab, und sorgen, daß ihr kein Schaden geschehe, und sie nichts störe in ihrem Schlummer. Da schläft sie denn recht süß und erquicklich, und gewinnet dadurch so viel Kraft und Stärke, daß sie, sobald die Nacht verschwindet, ihre Glieder zu regen und sich voll neuen jugendlichen Lebens aufzurichten beginnt von ihrer Lagerstatt mit den Tausenden ihrer Kinder.«

»Steht sie denn mit all ihren Kindern, auch mit den kleinen und kleinsten, so früh auf?« fragte Fritz, indem er sich den Schlaf, der noch in seinen Augen hieng, vollends herausrieb.

»Mit Allen ohne Ausnahme! antwortete der Vater. Und manches, z. B. die Nachtigall, bedarf nur eines gar kurzen, flüchtigen Schlummers. Dieses holdeste Kind der Natur, auf dessen Ankunft wir uns im

Winter so sehr freuen, lässet ja seine bezaubernden Töne fast die ganze Nacht hindurch erschallen, als sänge es seinen schlummernden Geschwistern Wiegenlieder. Horch einmal, wie der Gesang aus dem Thale so seelenvoll zu uns heraufdringt! Wie er immer brünstiger schwillt, und in Tönen, wie an einer Leiter, reizend auf- und niedersteigt!«

»O! das ist ja ein herrliches, rühriges Vögelein, und recht zu unserer Lust in die Büsche gesetzt! rief Wilhelm fröhlich aus. Das soll mich noch manche Nacht und manchen lieben Tag ergötzen, und wenn ich Abends einschlafen möchte, und doch wach bleiben soll, will ich zu mir sagen: Draußen singt die Nachtigall ja so rührende Weisen, warum solltest du nicht auch noch ein Stündlein oder ein Paar ausdauern können?«

Indeß die Dreie so gesprochen hatten, war der volle Anbruch des Tages immer näher herbeigekommen. Schon rührte der Wind sich stärker in den Zweigen der Bäume; schon zog rothes Gewölk, im Flusse prächtig wiederstralend, am Horizonte herauf, und breitete sich aus durch den ganzen Himmel in wunderschönen Gestaltungen.

»Möchte ich doch wissen, was der Wind ist, und was man sich unter den schönen rothen Wölkchen vorzustellen hat?« fragte Wilhelm auf's neue den Vater, zu dem er näher hingetreten war.

»Von dem Winde, erwiederte dieser, heißt es in der heiligen Schrift: »Er bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißest nicht, von wannen er kommt, und

wohin er fährt.« — Und der Morgenröthe werden, um ihre Geschwindigkeit anzudeuten, Flügel zugeschrieben von einem heiligen Sänger der Vorzeit, von David. Dadurch tritt uns nun ein herrliches Bild vor die Seele, das ich euch sogleich mittheilen will. Vielleicht hat's der fromme Sänger auch vor sich gehabt, — und gefallen wird es euch sicherlich.

»O! so stelle es auf, lieber Vater! recht geschwind, daß wir es haben, ehe denn die Morgenröthe davon geflogen ist!« baten die beiden Knaben einstimmig.

Und er hob also an: »Die Sonne stellet man sich wegen ihrer Pracht, Herrlichkeit und Majestät, und weil so vieler Segen von ihr ausgeht, meist und gern unter dem schönen Bilde einer Königin vor. Nun wisset ihr ja, wie es war, als neulich unsere Fürstin daher zog. Wie viele Boten flogen voraus, ihre Ankunft, ihre Nähe zu melden! Eine solche Botschaft von der Sonne bringt auch die geflügelte Morgenröthe, indem sie in wenigen Augenblicken viele, viele Millionen Meilen zurücklegt, und mit rothwehender Fahne aller Welt das lang erwartete Zeichen giebt. — Sehet! da kommt sie, die Königin! Faltet die Hände, und betet an den Schöpfer, der sie so schön gemacht, und ihr solche Kraft zu segnen ertheilt hat.«

Und Vater und Kinder sanken gerührt auf's Kniee, und dankten Gott, der Licht und Wärme giebt, während sie das Meisterstück aus seiner Werkstatt glänzend hervorgehen sahen.

Den Kindern hiengen Thränen in den Augen, als sie wieder aufstanden. »Schön, sagten sie, haben wir uns den Anblick gedacht; aber so schön, so groß, so majestätisch und feierlich nicht. Wir hätten uns nicht auf den Füßen erhalten können; vor Erstaunen, vor Bewunderung war uns alle Kraft daraus verschwunden, und wir mußten niederfallen auf unsere Kniee, und hätten uns gerne die Augen verhüllt, wären wir dadurch nicht um den einzigen Anblick gekommen.«

»So wirkt die Erscheinung des Schönen, Großen, Majestätischen und Erhabenen stets auf das menschliche Gemüth, bemerkte der Vater mit feierlichem Ernste, damit wir fühlen, wie wenig wir sind in der großen Wesenkette, die sich um Gott schlingt, und still, fromm und demüthig vor ihm, der Alles hervorgebracht hat, was die Sinne, das Gemüth und den Geist rührt, bewegt und erhebt, einherwandeln. Wollet ihr das um eures irdischen und ewigen Heiles willen, so unterlasset nie, meine Kinder! die zwei großen Lehrbücher der Gottesoffenbarungen, Bibel und Natur, aufzuschlagen, und mit Ernst und Liebe einfältiglich darin zu forschen.«

Die Knaben umarmten den Vater herzlich, und versprachen dieser Stunde und seiner Worte lebenslänglich eingedenk zu bleiben.

Die untergehende Sonne.

An einem schönen Frühlingsabende gieng Selmar mit dem zehnjährigen Gotthold, seinem jüngsten Sohne, auf dem Felde spazieren. Und ihr Weg führte sie an dem Gottesacker vorüber. Und der Knabe schmiegte sich an den Vater und sprach: »Vater! laß uns das Grabmal der geliebten Mutter besuchen!« — Sie giengen dahin, und hiengen neue Kränze von Vergißmeinnicht und Immergrün um den Leichenstein der Entschlummerten. Auf einmal rief der Knabe: »Vater! sieh dort nach Abend hin, wie klar und schön die Sonne untergeht!«

»Und ist dir's nicht, fragte der Vater, als lächele sie uns freundlich an, als wolle sie Abschied nehmen von uns?« Und eine Thräne glänzte bei diesen Worten in des Vaters Augen. — »Warum weinst du, Vater? fragte Gotthold. Und Selmar erwiederte: »Ich denke an die früh entschlummerte Mutter; gleich der Sonne wirkte auch sie still und leise in des Hauses Heiligthum, und als sie ihre Bahn beschloß, war sie freundlichen Antlitzes, und lächelte uns noch einmal an.«

Und die Worte rührten des Knaben weiches Herz, und er faßte des Vaters Hand und fragte mit zitternder Stimme: »Aber, Vater! warum mußte die Mutter uns so frühe verlassen?« — Und der Vater erwiederte: »Wirst du fragen, warum die Sonne

jetzt untergeht? Sie hat ihr Tagwerk vollendet, und eine ganze Welt erleuchtet und erwärmt. Der der Sonne ihre Bahn vorzeichnet, hat sie auch der Mutter und uns Allen vorgeschrieben. Und wenn wir Gutes auf Erden gewirkt haben, können auch wir, gleich der Sonne, fröhlich unsern Lauf beschließen. Und wenn du am Morgen das helle Gestirn wieder aufgehen siehst, dann denke, mein Sohn! so freudig und froh wird auch die Mutter, werden alle Gute wieder auferstehen.«

Und der Knabe merkte sich diese tröstliche Lehre, und so oft er die Sonne auf- und untergehen sah, dachte er an der Mutter stilles Wirken und an ihr Wiedererwachen jenseits.

Der See.

Vater und Sohn standen mit einander am Ufer des Sees. Er lag ruhig, wie ein schlummerndes Kind in der Wiege. Blumen und Bäume spiegelten sich in den Wogen, und der Himmel darüber gab ihm seine Bläue unverfälscht; Schwäne und andere Wasservögel schwammen darauf, und die Fische sprangen aus der kälteren Tiefe fröhlich an's Sonnenlicht herauf.

»Wie ruhig, begann der Sohn, unser See heute liegt! Kaum daß ein Lüftchen seine Wellen kräuselt! Und die Sonne stralet aus ihm zurück, als ob er ihr Firmament wäre. In seiner klaren Fluth zeigt die ganze Landschaft sich, als hätte sie des größten Malers

Hand bis auf die kleinsten Züge hineingezaubert; ja, fast will es mich bedünken, als erscheine sie so noch weit zarter, geründeter und mehr ineinander verflossen, als sonst. Gerne möchte ich dieses Bild einem andern vergleichen, aber das Gleichniß will sich nicht finden.«

»Vielleicht, mein lieber Sohn! nahm der Vater das Wort, vielleicht brauchst du gar so weit nicht darnach zu suchen, vielleicht trägst du es selbst in deinem Innern. Laß mich den Versuch machen, es dir zu geben.«

Als sie sich auf einer der dort angebrachten Rasenbänke niedergelassen hatten, begann der Vater also:

»Die Seele des Menschen, der, gleich dir, gut, fromm und schuldlos ist, nimmt Alles, was Himmel und Erde Schönes und Herrliches haben, in ihren reinen Spiegel auf. Keine Leidenschaft bewegt und trübt sie, und so wohnet eine Ruhe, eine Heiterkeit darin, die in jeder Hinsicht göttlich genannt werden darf, denn sie ist der Wiederglanz des Himmels im Menschenleben. Wie dem See der Schwan, so gesellet sich ihr die Religion. Wie jener bei seinem Verscheiden in Melodien ausströmt, so umfängt sie uns in den höchsten Lebensstunden mit ihrer Töne zauberischer Gewalt, und wir zerfließen in selige Seufzer und süße Thränen. Freundschaft, Liebe und alle die schönen Tugenden der Menschheit leuchten dann in uns, wie die Sternbilder des Himmels, wie Sonne und Mond in dem stillen Gewässer; bald stralet die eine, bald die andere in beglückendem Glanze. So gleicht der See des reinen Menschen Seele!«

Da faßte der Sohn die Hände des Vaters mit Inbrunst, und warf sich ihm glühend an's Herz, und umarmte ihn mit seligem Entzücken. Und der Vater verstand den Sinn der stummen Umarmung, und segnete das theure Kind mit seinem besten Segen.

Hierauf verließen sie den Ort, um nach einem Dorfe in der Nähe, wo der Vater Verrichtungen hatte, zu gehen. Der Weg führte abwechselnd bald über Anhöhen, bald durch Saatfelder und Gebüsche. In Kurzem war man in dem Thale, worin das Dorf lag, angekommen. Die Geschäfte wurden schnell und glücklich abgethan. Bei der Heimkehr fanden unsere Wanderer den Himmel, an dem man vorher kaum ein paar Wölkchen bemerkt hatte, fast über und über mit Gewölk umzogen.

»Das wird heut' ein gewaltiges Wetter geben! sagte der Vater zum Sohne; laß uns eilen, damit wir die Heimath noch erreichen, ehe denn es ausbricht.«

Und der Himmel wölkte sich immer schwärzer und schwärzer; die Sonne verbarg ihr Antlitz; die Heerden zogen heim; die Vögel fuhren schwirrend und schreiend durch die Luft, und der Sturm erhob sich wirbelnd auf mächtigen Flügeln. Blitze zuckten fürchterlich durch die Wolkennacht, und der Donner brach sich schmetternd an dem nahen Gebirge. So erreichten sie den See.

Welch eine Veränderung hier! Wo vor wenigen Stunden noch die Ruhe wohnte, da war jetzt Alles —

Aufruhr und Bewegung; der Schwan nicht mehr zu sehen; das klare Blau in die Farbe des Todes verwandelt! Eine Welle verschlang die andere empört, und die Blitze fuhren, wie feurige Schlangen, durch die nächtliche Fluth!

»Laß uns, lieber Sohn! dort in die Fischerhütte treten, sagte der Vater, denn das Ungewitter wird sogleich vollends ausbrechen.«

Schon fielen einige schwere Tropfen herab, als sie daselbst ankamen, und sie freuten sich Beide, Schutz gefunden zu haben vor dem schrecklichen Wetter.

Jetzt riß der Sturm sich mit Riesenkraft von allen Fesseln los. Die Bäume beugten sich zitternd vor seiner Wuth, die Gras und Blumen mit sich fortwirbelte. In Strömen stob der Regen herunter; dazwischen blitzte und donnerte es gewaltig. Die kleine Hütte zitterte; der See schwoll tobend über die gewohnten Ufer, als müsse er den Umarmungen der verheerenden Berggewässer, selbst verheerend, entgegen stürzen.

»Gleicht die Seele des Menschen, wenn sich ihrer die Leidenschaft bemächtigt, nicht dem sturmbewegten See dort? fragte der Vater. Ach! da entfliehet auch die alte Heiterkeit, die schöne Ruhe — und in dem furchtbaren Gedränge ist sie sich ihrer selbst nicht mehr mächtig. Wie giftige Schlangen winden sich dann böse Gedanken in ihr empor! Unheilbringend bricht sie aus ihren Schranken, und die Stimme der Religion dringt nicht zu ihr! O mein Sohn! mein theurer Sohn! bewahre der Himmel dich vor einem

solchen Ausbruche! denn oft vernichtet er die Blüthen des Lebens für immer, und wenn die Zeit der Ärndte zuletzt herbeikommt, ach! so weiß der Arme nichts zu sammeln, als — bittere Thränen!

Das Wetter hatte ausgetobt; die Wolken fiengen an, sich allmählig zu theilen; in der Ferne stand der Bogen des Friedens, als Siegeszeichen in den Tempelhallen der Natur aufgerichtet. Vater und Sohn waren auf dem Heimwege: Beide in sich gekehrt; Jeder in eigenen Gedanken. Zuletzt brach der Vater das Schweigen und begann also:

»Dieser plötzliche Wechsel von Ruhe und Sturm scheint dich, mein Sohn! ergriffen zu haben, und das mit Recht: denn er deutet im Bilde ernstmahnend, wie alles auf Erden keinen Bestand hat. Aber der Himmel bleibt rein und klar, wie er ist. Unter ihm sammeln sich wohl die Dünste der Erde zu Wolken, treiben Sturm und Wetter ihr furchtbares Spiel; doch seine Bläue, mit leuchtenden Welten angefüllt, steht und schimmert ohne Wank und Wandel, heute, wie vor Jahrtausenden, in holder Eintracht. Wenn es dann hierunten ausgestürmt und ausgewettert hat, so treten sie glänzend hervor, und der Vater des Friedens droben pflanzet den farbigen Bogen dann versöhnend zwischen Himmel und Erde auf. Wie er dort in seinen Farben so lustig flammt! Ist er nicht ein schönes Bild erbarmender Gnade? — So spannt sich wohl auch im Menschenherzen, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, ein ähnliches Friedens-

zeichen auf! Aber nur Wenige gewahren es, und wenn sie es gewahren, so ist es ihnen von keiner Bedeutung. Statt, daß sie nun aufblicken sollten zu dem, der den Aufruhr bedräuete, wenden sie sich vielmehr immer weiter ab von ihm, und werden dann bald auf's neue und gefährlicher, als zuvor, erfaßt von den finstern Gewalten. Darum, Sohn! wenn es um dich, wenn es in dir stürmt und wettert, Sohn! wende dein Auge dann alsbald nach Oben, und die alte Ruhe, der heitere Lebenssinn wird zurückkehren, und als Sieger wirst du den Kampf nach Kurzem beenden!«

Da kam ihnen die besorgte Hausfrau mit den übrigen Kindern entgegen. Bald waren sie Alle, froh und heiter, in dem wohlbehaltenen Hause beisammen.

Der Sohn aber behielt die Bilder des Tages in seinem Herzen; und da er oft an den See dachte: so war sein Leben bei manchem Sturm von außen, bei manchem innern Kampfe, doch ein fortwährender Sieg, bis daß es zuletzt zur Feyer eines ewigen Triumphes ward!

Der Nebel.

Nebel hatte das Land schon mehrere Tage lang bedeckt. Kaum einige Schritte weit konnte man vor sich sehen. Bäume, Blumen und Kräuter, der schöne Strom, die ganze reizende, von Bergen malerisch begränzte Landschaft — Alles lag unkenntlich in seinen

trüben Schleier gehüllt. Ein widriger Geruch erfüllte die Luft, und wen die Geschäfte nicht hinaustrieben, der blieb daheim. So waren die Menschen verstört; ja, selbst die Vögel unter dem Himmel, die sonst vom Morgen an ihre heitern Lieder ertönen ließen, schwiegen wie das Grab.

Wilhelm, der muntere Knabe, den schon ein Tag, den er im Zimmer zubringen mußte, zur Ewigkeit ward, war, da ihm sein Vater untersagt hatte, hinauszugehen, äußerst betrübt, und wußte, ungeachtet er vielfach beschäftigt war, nicht, wie er die Zeit hinbringen sollte.

Am dritten Morgen, als der Nebel noch immer schwer über der Erde hieng, und die Sonne nicht erscheinen wollte, mit ihrem Lichte die alte Fröhlichkeit und Lebenslust wieder zu erwecken, sagte Wilhelm, indem er zu seinem am Fenster stehenden Vater hintrat: »Ja, schaue nur hinaus! der Nebel, dieser garstige, neidische Gesell, hat ja die liebe Gottesnatur so in Beschlag genommen, daß man nicht ein Einziges ihrer lieblichen Bilder in's Auge zu fassen vermag. Nicht einmal unser Garten, geschweige denn der Strom und das schöne Gebirg dahinter ist sichtbar — und der blaue Himmel, ach! wenn ich doch den bald wiedersähe! denn so dünkt es mich lauter Nacht, scheint mir Alles öde und abgestorben. Hast du wohl heute das Schwarzköpfchen gehört, das sonst alle Morgen im Baume vor unserm Fenster sein Loblied anstimmt? Ist denn der liebe Gott der Erde so abhold geworden, daß er ihr den Anblick seines Him-

mels nicht mehr gönnen, daß er uns Menschen, weder hierunten, noch dort oben eine erheiternde Aussicht lassen will? Oder was soll der häßliche Nebel sonst bedeuten?«

»Ein Bild soll er uns seyn, mein Kind! versetzte der Vater, und es möge dich zu deiner Freude und Zufriedenheit durch das ganze Leben begleiten. Wie du wohl weißt, ist der Nebel nichts anders, als aus der Erde emporgestiegener, emporsteigender und wieder auf sie herabfallender, oder in der Luft sich allmählich vertheilender Dunst. Daß er, weder der Gesundheit der Menschen, noch den Thieren zuträglich ist, daß er den Gewächsen der Erde öfters, zumal, wenn er so lange, als der dießmalige, über denselben liegt, schädlich wird, ist bekannt. Man darf also annehmen, daß es böse Dünste sind, aus denen er sich bildet. Diese verhüllen uns nun den Anblick alles dessen, was unser Auge ergötzt, das Herz erfreut, und süßen Duft ausathmet. Das Firmament mit seiner Bläue und den leuchtenden Welten daran; die Erde mit dem bunten Zuge ihrer Erzeugnisse, den Bäumen, Blumen, Gräsern und Kräutern, mit ihren Bergen, Thälern, Strömen und Waldungen — das Alles ist uns geraubt, und wer die Natur des Nebels nicht kannte, würde meinen, es sey nun auf ewig für ihn verloren und dahin.«

»Aber, lieber Vater, fragte Wilhelm, du sagtest ja, der Nebel solle dem Menschen ein Bild seyn, wie meinst du es damit?«

»Das sollst du gleich hören, mein Sohn! erwiederte jener mit ernster Freundlichkeit, indem er also fortfuhr: In dem Schooße der Erde liegt mancherlei, Böses und Gutes, verborgen. Aus ihm steigt Thau und Nebel auf. Jener erfrischt nach schwülen Tagen das ermattete Gewächs; dieser wehret ihm den Wachsthum und Gedeihen bringenden Sonnenschein, so daß es zuletzt verkümmert zu Grunde geht. Wie im Erdboden, so liegt auch im Menschenherzen Böses und Gutes wunderbar nebeneinander. Aber dem Menschen ward aus Gottes Hand die Kraft, jenes, bei genug Willensfestigkeit, unterdrücken, ja zuletzt gar ausrotten; dieses, wie eine schöne Blume, zu aller Welt Freude groß ziehen und sich blühend entfalten sehen zu können. Oft ist der Wille jedoch schwach; die Kraft nicht stark und ausdauernd genug: da tritt das Böse in seiner nebelhaften Gestalt, Himmel und Erde verhüllend, hervor; ja, das Leben manches Menschen, den Leidenschaften und Vorurtheile beherrschen, ist ein beständiger Nebeltag, und das Auge der Vorsehung bleibt ihm verhüllt, indem sich vor und hinter ihm Nacht ausbreitet, und nur einige Schritte um ihn her spärlich von einer Art Licht bestreut sind. Was den Guten erfreut, das findet der Blick eines solchen nicht: denn er siehet nur sich und den beschränkten Kreis, der sich um ihn herziehet. Am Morgen des Lebens leuchtete die Sonne wohl; aber bald stieg der verhüllende Dunst auf, ach! und nun siehet der Arme sie vielleicht nie, oder erst, wenn der Tag sich zu Ende neigt, bei'm Sinken wieder. Möge dir, mein Kind! ein

besseres Loos fallen! Noch blühen nun liebliche Blumen in deiner Seele; aus unbewölktem Himmel lächelt die Sonne dir; und die Erde liegt rein und unbefleckt, wie ein Garten Gottes, vor deinem Auge. Aber es wird eine Zeit kommen, wo trübe Nebel aufsteigen, wo Vorurtheile dich einengen, Unglaube oder Aberglaube sich deiner bemächtigen, Leidenschaften dir die klare, heitere Lebensansicht rauben wollen: dann, mein Sohn! dann laß die Sonne deines Geistes, den Verstand, leuchten — und der Nebel wird vor dieser siegenden Gewalt verschwinden, wie er draußen in der Natur jetzt vor dem mächtigwirkenden Sonnenlichte dahin fleugt!«

Wie fröhlich ward Wilhelm. Schon zeigten am Himmel sich einzelne blaue Stellen. Gleich einem geschlagenen Heere stob der Nebel über den Garten, den Strom, die fernen Fluren, fort nach dem Gebirge. Im Triumphe stieg die Sonne empor aus dem Dunste, der unter ihr zerfloß, und brach sich vielfarbig in den Tropfen, die perlengleich an Blumen, Gräsern und Blättern hiengen. Allmählig warf das Gebirg auch seinen Schleier von sich, und nun stand der goldenste Tag vor dem erheiternden Auge.

Vater und Sohn waren indeß in den Garten gegangen. Sie weideten sich Beide an der langentbehrten Aussicht, an dem herrlichen Himmelsblau, an dem frischen Grün der Erde mit stummem Entzücken. Wilhelm durchstreifte den ganzen Garten; jede seiner Lieblingsblumen und Pflanzen wurde besucht.

»Nur hin und wieder, sagte er, zum Vater tretend, hat etwas gelitten, und das wird sich nun schon bei dem schönen Wetter bald wieder erholen.«

»Mögest du es, versetzte der Vater ernst, aber freundlich mild, auch dann so finden, wenn ein Nebeltag in deinem Leben vorüber ist, und möge das göttliche Sonnenlicht dann mit verdoppelter Kraft dich umfangen, um der verletzten Pflanze wieder aufzuhelfen, damit keine Blüthe der andern nachstehe, und jede dereinst die erwartete Frucht trage!

Erde und Luft.

Die grüne Erde betrachtete einmal die blaue Luft, und wurde fast etwas neidisch und eifersüchtig über die holde Farbe derselben. »Prahle nur, sprach sie, nicht so übermüthig mit deiner Bläue: denn eben so schön, als du, kann ich sie zeigen. Betrachte einmal mein Ultramarin, den Pfau, den Sapphir und vor allem die prächtigen Gravianellen: müssen sie dir, trotz deines blauen Gewandes, nicht noch mehr, als du dir selbst gefallen?«

Die Luft fand keinen Hohn in diesen Worten; vielmehr schauete sie vergnügt und neidlos, ja mit besonderem Wohlgefallen auf die befreundete Erde hinab, und lispelte gleich dem leisesten Zephyr, der über Blumen schwebt: »Du liebe Schwester! dein Schmuck gewährt mir so innige Lust, warum

betrachtest du den meinen nicht auf gleiche Weise? Sind wir nicht Beide schön, Jede in ihrer Art? Wozu des kleinlichen Neides? Und hat uns nicht Eine Hand das prächtige Kleid gewoben? In die Wette wollen wir uns von nun an schmücken, Jede so schön, als sie vermag, damit der denkende Geist, das fühlende Herz in uns Beiden den Meister, der unsern Leib so stattlich geziert hat, fröhlich ahne, dankbar verehre!«

Und du, o Mensch! der du deiner Schönheit wegen dich brüstest; dich über jene, denen ein minderer Grad davon gegeben ward, thöricht erhebst; mit Andern dich um den Vorrang streitest: hat dich und sie nicht Eine Hand gebildet, und tragen wir nicht Alle das Ebenbild des Meisters in unserm Herzen, und vielleicht gerade desto schöner und reiner, je unscheinbarer und reizloser die äußere Hülle ist?

Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufgieng, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber stralte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: »Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach! es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!« Also seufzte die Mutter: denn es war eine Theurung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: »Siehe! liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen, und wie sieben blühende Röslein.... Mutter, das zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.«

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinete.

Der Vater aber antwortete und sprach: »Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängsten? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen?«

»Siehe! seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf, wie sie, mit fröhlichem Antlitz beginnen!«

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt den Kindlein: denn der Glaube erhebet den Muth und die Liebe gewähret Stärke.

Das Gebet.

Kornelia war die Freude und der Stolz ihrer Ältern: denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstral, und ihre Wangen blüheten, gleich der jungen Rose, wenn sie zum ersten Male dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Kornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang, und ermattete sehr: denn das Fieber war heftig, also daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der Mutter, und labte sie, und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Ängsten.

Und am siebenten Tage ward das Fieber heftiger, denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen: denn ein Jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der lang ersehnte Schlummer, und erquickte die Mutter, und das Leben kehrte zu ihr zurück. Und Kornelia saß am Bette, und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf, und sprach: »Mir ist wohl, ich werde genesen!« Und sie aß und trank, und schlummerte von neuem.

Da ward es dem Mägdlein wunderlich im Herzen vor Freude. Und Kornelia gieng leise aus dem Kämmerlein, und hüpfte hinaus in das Feld, und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzens und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor, und umstralte ihr Antlitz, und Kornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter nach dem erquickenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen, sie knieete nieder auf die Blumen des Hügels, und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinigten sich mit dem Thau des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt, und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Kornelia war schöner und lieblicher als zuvor: denn sie hatte mit Gott geredet.

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen Beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf, und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaumes, und indem der Knabe über dem Bache schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne, und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer.

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: »Ihr scheint euern Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eines habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben!«

»Freund! erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag ihn die Zeit lehren. Aber er wird auch in der

Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft geübt.«

Die Sühne.

Ein frommer und weiser Vater sandte seinen Sohn, den einzigen vielgeliebten, als er zum Jünglinge erwachsen war, in die Fremde, die Weisheit des Auslandes und das Wesen der Menschen kennen zu lernen. Aber böse Buben lockten und verführten ihn auf verderblichen Wegen des Leichtsinnes und der Sünde.

Nachdem er sein Gut verprasset hatte, gerieth er in Mangel und Elend; seine Verführer aber verließen ihn und spotteten seiner. Da gesellte er sich zu den Räubern.

Als nun ein Freund seines Vaters solches erfahren und erforschet hatte, wo der verirrte Jüngling sein Wesen trieb, wanderte er des Weges in der Dämmerung. Da trat der junge Räuber ihm drohend entgegen, ihn zu berauben. Jener aber reichte ihm sein Geld und sprach: »Gerne gäbe ich dir noch vielmehr dazu, wenn du wolltest mit mir in mein Haus kommen, deine Seele zu retten!«

Da erkannte der Jüngling den Freund des Vaters-Hauses, zitterte und rief laut: »Gerechter Gott! wer bin ich!« — Jener aber fassete seine Hand und sprach gelassen: »Du bist von nun an wieder der Sohn deines Vaters. Denn du erkennest dich

selbst und und deine Wege. Komm hinweg von diesem Abgrunde und folge mir.«

Nach diesen Worten führte er ihn mit sich in seine Herberge. Der Jüngling aber war voll Scham und Reue und weinete bitterlich.

Darnach sprach der Freund zu ihm: »Nun ist es Zeit zur Heimath zu gehen; ich will dich begleiten.« — Da ergriff den reuigen Jüngling ein Zittern und Zagen, und er sprach: »Wie kann ich sündiger, verlorner Mensch vor des Vaters Angesicht erscheinen, und von ihm Vergebung erlangen!« — Aber jener antwortete: »Zweifelst du an des Vaters Liebe und Vergebung, da du seines Freundes Liebe erkannt hast!« — Darauf sagte der Jüngling mit Thränen: »Eben weil seine Liebe so groß ist, ist meine Sünde desto größer. Wie könnte ich je wieder freudig ihn anblicken!«

Als nun beide der Heimath sich naheten, zögerte der Jüngling, schlug die Augen nieder und sprach: »Nein, ich darf die Schwelle nicht betreten!« — Aber der Vater sahe ihn von ferne, und wußte alles, und lief ihm entgegen mit offenen Armen. Und als der Jüngling seine Füße umfaßte mit Thränen, hob der Vater ihn auf, und weinte an seinem Halse vor Freuden, und sprach: »Bist du doch, mein geliebter Sohn, und lebest. O! sey getrost und vertraue meiner Liebe.«

Darnach führte er ihn in sein Haus, und that ihm alles Gute, viel mehr, denn zuvor.

Aber der Sohn blieb still und wehmüthig und trauerte heimlich, und wenn er den Vater sahe, schlug er die Augen nieder. Da sprach der Vater zu ihm: »Willst du immer trauern? O! sey guten Muthes und erkenne endlich mein Herz und meine Liebe!« — Der Sohn aber antwortete: »Ach! mein Vater! daß du ohne Strafe und Vorwurf mich wieder aufgenommen ... Wie könnte ich solche Liebe verdienen!«

Darauf sagte der Vater mit sanfter Stimme: »Ist doch nun die Nacht vorüber und der Tag des neuen Lebens unter Thränen in dir aufgegangen. So laß die Trauer, und wandle fröhlich als am Tage.«

Da blickte der Jüngling in das freundliche Antlitz seines Vaters, und es erwuchs ihm aus der Demuth der männliche Glaube und die frohe dankbare Liebe.

Die Kutschfahrt.

Ein Vater fuhr mit drei Söhnen in einem halbverdeckten Wagen über Land. Die zwei jüngern Brüder saßen rückwärts; der ältere an der Seite des Vaters.

Sobald das bekannte Revier zurückgelegt war und der Morgennebel sich niedergesenkt hatte, erhob der ältere ein Jubelgeschrei über die herrliche Aussicht.

»Ach! wie glücklich ist doch unser Bruder! dachten die Rückwärtssitzenden. Während wir, wie ein paar Wendehälse zur Rechten und Linken uns drehen, um

uur ein kleines Theilchen der schönen Aussicht zu genießen, übersieht er Alles auf einmal!«

Bald aber kam die Reihe des Jubels an sie. Die sehnlich erwarteten, den Augen des Bruders entschwundenen Gegenstände rückten allmählich in ihren Gesichtskreis, und beide neckten nun den Bruder, daß er sich so vergeblich bemühte, an den Seiten des Vordersitzes rückwärts zu schauen.

Darüber erhob sich ein Streit unter ihnen: »Welchem das glücklichste Loos gefallen sey?«

Der Vorwärtssitzende sagte: »Ich schaue, wie ein Prophet, in die Zukunft, ihr aber gleichet einem Menschen, der die Augen an der Stelle der Ohren, wo nicht gar am Hintertheile des Kopfes trägt, der Alles erst sieht, wenn er daran, oder darüber weg ist.«

»Ach! über den jämmerlichen Propheten, der nur in die Zukunft und nicht auch in die Vergangenheit schauet! erwiederten die Brüder. Uns kömmt zwar alles nur allmählich vor die Augen; dafür aber überrascht uns eins um das andere, und am Ende überblicken wir doch das Ganze zusammen, so gut, als du.«

»So gut als ich? Das fragt sich erst, meinte der ältere Bruder. Ich sehe alles von vorn, ihr sehet alles von hinten, und wahrscheinlich oft von einer unfreundlichen Seite.«

»Gewiß aber eben so oft von einer schönern! fiel der Vater in's Wort, wie man häufig das menschliche Schicksal hintennach in einem freundlichern Lichte sieht, als im Voraus und in der Gegenwart.«

In dem Augenblicke trat das Gespann in eine über den Weg laufende Vertiefung. Der Seher der Zukunft hielt sie für einen Abgrund, sprang erschrocken aus dem Wagen und stürzte sehr unsanft auf die Nase, während seine zwei Brüder, kein Unglück ahnend, ruhig beim Vater sitzen blieben, und mit dem Wagen ganz sanft in den vermeintlichen Abgrund und wieder hinaus glitten.

Jetzt kam auch der Bruder, bestäubt und mit blutender Nase, zum Fuhrwerke zurück. Der Vater aber empfieng ihn mit den Worten: »Willkommen, du weiser Seher der Zukunft, der sich selbst ein wirkliches Unglück macht, um einem vermeintlichen zu entfliehen!«

»Leider! merk' ich nun, versetzte der gedemüthigte Sohn, daß es nicht immer gut ist, alles vorauszusehen.«

»Besonders wenn man so falsch, wie du, voraussieht,« setzte sein Bruder hinzu.

Der Vater aber sprach: »Dem Bruder widerfuhr mit seinem kleinen Unfalle so wenig etwas Seltsames, als euch mit euerem blinden Glücke. Tausende kommen, auf der großen Landkutsche des Lebens rückwärts sitzend, und einem guten Fuhrmanne vertrauend, eben so sicher durch die Welt, als mancher andere, der sich auf den Bock schwingt, um jeder Gefahr auszulenken. Kluge Leute haben indeß zwei Gesichter. Mit dem jungen sehen sie rückwärts, mit dem alten vorwärts.«

»Und warum denn gerade rückwärts mit dem jungen und vorwärts mit dem alten?« fragten die jüngern Söhne.

Der Vater antwortete: »Das rückwärtsschauende Gesicht sammelt, wie die Jugend, erst Erfahrungen ein; das vorwärtsblickende benutzt, wie das Alter, die schon gesammelten, um richtiger zu urtheilen und klüger zu handeln, als euer Bruder. Wohl dem aber, der für das alte Gesicht nicht erst einen langen Bart abwartet.«

Der heimathliche Boden.

Aus fernen Gegenden her kehrte ein Jüngling wieder zurück zum süßen Vaterlande, begleitet von dem Freunde und Lehrer seines Lebens. Und mit ihm kamen der Gefährten zwei, die ihn zur Heimath geleiten wollten. Drei Jahre war der Jüngling in fernen Landen gewesen, und in fröhlicher Eile schritt er dem Boden seiner Heimath zu, also, daß ihm seine Gefährten kaum zu folgen vermochten.

Siehe! da hoben sich in blauen Nebel gewickelt die Berge hervor, die das Thal seiner Jugend begränzten. Da zitterten seine Kniee, seine Pulse rollten, und höher und höher röthete sich das blühende Angesicht. Er wollte reden, aber das tiefe Gefühl verschloß ihm die Lippe, und eine Thräne rann über die Wange auf den Boden herab.

Schweigend und im tiefen Sinnen verloren, wanderte er den ganzen Tag hindurch. Die ganze holde Vergangenheit und das süße Leben seiner Jugend schwebete vor seiner Seele vorüber. Seine Hände waren gefaltet wie zum Gebet. Seine Blicke ruheten bald auf dem klaren blauen Himmel, bald auf den blühenden Kräutern, bald auf den dunkeln Schatten des Waldes, durch welchen der Weg sich bog. Endlich begann die Sonne sich zu neigen, der Pfad schlängelte sich zur Höhe hinan, und siehe! auf einmal lag das ganze blühende Thal vor ihm da, und das Dörflein, wo er geboren war, samt dem rauschenden Strome, an welchem die Hütte seines Vaters stand. Und urplötzlich begann die Abendglocke in dem Dörflein zu erschallen, wie eine rufende Stimme. Da erfaßte den Jüngling ein mächtiges Beben, und er warf sich nieder auf den Boden hin, und küßte den Boden, und weinete also, daß er schluchzete.

Da sprachen seine beiden Gefährten unter einander: »Siehe! unser Freund ist zum Kinde worden,« und sie lachten heimlich unter einander und spotteten sein.

Da trat zu ihnen hin der treffliche Lehrer des Jünglings und sprach: »Was redet ihr da mit verhöhnenden Worten? und was spottet ihr lachend des hohen Gefühles? Warum ehret ihr nicht die allmächtige Sprache des Herzens und sein gewaltiges Wort?«

Und die Beiden erwiederten: »Sollten wir nicht lachen? Er umfasset ja den Boden, als ob er lebe, und küsset den kalten Stein, als ob in ihm ein Herz schlüge.«

Aber der Lehrer strafte sie mit ernsten Worten und sagte: »O ihr Thoren und trägen Herzens! Ist euch denn das Leben des Geistes ein verborgenes Räthsel? Sehet! der Boden, den euer Freund umfasset, ist ihm ein heiliges Land, denn seine reine, süße Jugend hat ihm denselben hoch geweihet und auf dem Steine, den er küsset, hat er als Kind gesessen und als Knabe gespielt, wie sollte der Jüngling ihn nicht mit seinen Thränen netzen? Und in diesem holden Thale hat er zuerst die leisen Ahnungen der erwachenden Sehnsucht erfaßt, wie sollt' er nicht seine Arme öffnen, um den heimathlichen Boden an die bebende Brust zu drücken?«

Da raffte der Jüngling sich auf, und sein Angesicht leuchtete. Wie von schwebenden Flügeln getragen, eilte er die Höhe hinab, und stürmte durch die grünen Pfade in seines Vaters Haus.

Die Engel am Scheidewege.

An dem Ziele, wo das Kindesalter in das Jugendalter übergeht, und das Mädchen sich in die Jungfrau verliert, theilt sich der Weg des Lebens zur Rechten und zur Linken. Zu beiden Seiten stehen drei Engel, welche die ahnende Jungfrau empfangen, und sie einladen, mit ihnen zu gehen. Frei und lockend sind die Mienen, reizend und verführerisch die Gewänder, süß und überredend die Worte der zur Linken.

Sie heissen Weltsinn, Eitelkeit und Hochmuth. Aber sanft und bescheiden blicken die zur Rechten; sittsam umschmiegt das Gewand die zarten Glieder; freundlicher Ernst schwebt um die reinen Lippen; Friede des Himmels leuchtet von den edel gewölbten Stirnen. Sie nennen sich Unschuld, Einfalt und Demuth.

Nahet sich eine Jungfrau dem Scheidewege, dann eilen ihr die zur Linken entgegen. »Geh mit uns — sprechen sie — unser Weg ist der Weg der Freude. Wir lehren dich zu gefallen und zu genießen. Wir erhöhen durch Kunst, was die Natur dir gab, und ersetzen durch Kunst, was sie dir versagte. Wir bringen dir die Erzeugnisse fremder Welttheile, deinen Gaumen zu kitzeln, wir decken deinen Leib mit reichen schimmernden Gewändern, wir lassen dich die Schmeichellaute des Lobes aus dem Munde schöner und glattzüngiger Männer vernehmen, wir führen dich in die buntgemischten Reihen des Tanzsaales, wo sich die berauschenden Töne der Musik mit dem raschen Wirbel des Tanzes, der die Brust hoch aufpochen macht, die Leckereien der Tafel mit den Scherzreden deiner Freunde vereinigen, alle deine Sinne in wollüstige Betäubung zu versenken. Folg' uns und sieh stolz und triumphierend auf die Thörinnen nieder, die in öder einsamer Stille, unter klösterlicher Zucht den Frühling des Lebens vertrauern.«

Folgt die Jungfrau dieser Rede, dann weinen die Engel zur Rechten eine Thräne des Bedauerns über die verlorne Schwester. Aber wenn sie, der

Lockung nicht achtend, sich zu ihnen wendet, dann empfangen sie mit freundlichem Gruße die neue Freundin, und reden also zu ihr: »Nicht die offene geräuschvolle Bühne der Welt, Tummelplatz des Lasters und der Verkehrtheit, ist das Element weiblicher Tugend und Freude; nein, der enge Bezirk des Hauses, der stille Familienkreis ist es, in dem die Geister der älterlichen, ehelichen und kindlichen Liebe wohnen. Dort führen wir dich hin, dort zeigen wir dir die Quelle deiner Freuden. Nichts von dem bieten wir dir, was jene dir geboten haben. Wir geben dir zu deinem Parfüm den Duft der Blumen, geäderte Blätter für brabantische Spitzen, die Viole des Baches für den Schmuck der geruchlosen Blume von Seide; wir führen dich, statt in den prächtig erleuchteten Prunksaal, unter den gestirnten Nachthimmel, und lassen dich, statt glänzender Kronleuchter, die wetterleuchtende Wolke, statt lockenreicher Haargebäude die silbern bereifte Hecke bewundern. Dein höchster Lohn, wenn du uns folgest und treu bleibst, ist das Gefühl, daß du uns gefolgt und treu geblieben bist. Aber dieses Gefühl — o! daß du es recht kenntest! — wiegt alle Schätze und Güter der Welt auf. Es macht dich ruhig in den Stürmen des Lebens, und würzt bei der bittersten Armuth deine dürftige Mahlzeit. Es schafft deiner Seele Frieden und Heiterkeit und stilles Genüge; es macht schön vor Gott und Menschen. Mag der Herbststurm die verfalbenden Blätter deiner Jugend herabwehen, mögen die Rosen deiner Wangen verbleichen, und die Haare deines Hauptes

ergrauen, — ewig blühet des Geistes Jugend, der Zeit und dem Grabe trotzet seine Schönheit. — Bleib' uns treu, und wir sind bei dir auf allen Pfaden des Lebens, im Hause deiner Ältern, an deinem eigenen Heerde, im Kreise der Deinigen. Bleib' uns treu und wir versammeln liebende Hände um dich, die dir dein Kopfkissen zurecht legen, wenn du krank bist, dir deine gebrochenen Augen schließen und weinend dein erkaltetes Herz, in dem Unschuld, Einfalt und Demuth wohnten, in den mütterlichen Schoos der Erde legen. Bleib' uns treu, und wir erhalten dein Andenken in den Herzen derer, die du liebtest, die dich liebten; wir führen sie oft zu deinem stillen Grabe, es mit Rosen zu bestreuen, und die Blicke von ihm hinauf zum Himmel zu erheben, voll sehnenden Verlangens nach deiner Umarmung in den Auen des Friedens.«

Welchen Weg willst du gehen, Geliebteste? Welchen Führerinnen folgen?

Wohlthätigkeit.

An einem Sommertage machte Theophron mit seinem Sohne eine kleine Fußreise. Der Weg führte sie durch mehrere Alleen von Fruchtbäumen, die in diesem Jahre sehr reichlich trugen.

Der Sohn Theophrons aber hatte schon oftmals Härte gezeigt gegen Arme und Nothleidende, und sie mußten ihm sehr lang anliegen, bevor er ihnen eine

Gabe reichte. Das gewahrte der Vater und er verabsäumte daher keine Gelegenheit, das Söhnlein eines Bessern zu belehren.

»Wenn doch der Mensch einem dieser Fruchtbäume gleichen möchte!« rief Theophron.

»Wie meinst du das? mein Vater!« fragte Selmar, denn so war des Sohnes Name.

»Betrachte sie nur einmal diese Bäume, sagte Theophron, wie sie, mit reifen Früchten gesegnet, ihre Zweige von selbst dem Wanderer neigen; sie strömen auch wohl von selbst ihren Ueberfluß zum Genuße hin, und warten nicht, bis sie der Mensch darum anfleht.«

Selmar fühlte sich betroffen, und der Vater fuhr fort: »Siehe! in tausend Fällen giebt uns die Natur weisen Unterricht, wenn wir nur unsere Lehrerin anhören wollten!«

Abwärts vom Wege waren Arbeiter bei einem Schacht beschäftigt, um aus demselben Golderz zu holen. Die beiden Wanderer lenkten ihre Schritte dahin, und der Vater sprach zu dem Sohne: »Sieh nur, wie dieser Schacht den hartherzigen Menschen beschämt!« »Wie das?« fragte Selmar.

»Leichter als der hartherzige Reiche, giebt er seinen köstlichen Schatz!« versetzte der Vater.

Selmar schwieg.

Der Vater aber sprach noch gar vieles hierüber, bis sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten. Sie brachten

den Tag bei einem Verwandten zu, und kehrten zur Abendzeit nach Hause zurück.

Und nahe an der Heimath füllten die Wolken sich mit heilsamem Regen, und tränkten die Felder.

»Der Himmel scheint es sich vorgenommen zu haben, sagte Theophron zu seinem Sohne, uns heute über die Tugend der Wohlthätigkeit recht anschaulich zu belehren, denn mir ist's, als wollten diese balsamischen Tropfen uns zurufen: »Ahmet doch uns nach! Bereitwillig senken wir uns nieder, wenn die Wolke heilsamer Regen erfüllt, und warten nicht erst auf das Jammern der durstigen Erde. — Sagte ich dir nicht, daß wir an der Natur eine weise Lehrerin haben?«

Und Selmar beherzigte die Worte des Vaters, und von nun an kam er den Armen und Unglücklichen zuvor, und als er älter wurde, so war auch er den Hungrigen ein fruchttragender Baum und den Durstigen ein reicher Segensquell.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, die sich innig befreundet waren, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. »Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unsrer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gerne sein inneres Leben in einem Bilde der Natur!«

»Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlinges umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube!« — Die Jünglinge sahen sich an und sprachen: »Schön ist das Bild und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. Schöner freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!«

Siehe! dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seyd uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund, von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreißen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereines menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!«

»Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche!« riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. »Welch ein herrliches Gewächse! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest ineinander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebend, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft?« fragten die Jünglinge. — Und statt der Antwort umarmten sie sich im Schatten der männlichen Eichen.

Dank gebiert Freude.

Die Sonne war bereits hinter den dämmrigen Waldhöh'n eingesunken; die Abendröthe färbte den Schnee mit einem zarten Roth, so daß es schien, als wär' ein leichter rosiger Schleier darüber hingeworfen; die Nachtluft wehete schärfer in den bereiften Baumzweigen, und schon fieng oben am Himmel hin und wieder ein Sternlein an funkelnd aufzutauchen: da kehrte Vater Gerhard mit Weib und Kindern, mit Knaben und Mägdlein, von der Eisbahn, wohin der heitere Nachmittag das ganze Haus gelockt hatte, fröhlich zurück. Die kleine Bertha wurde von Vater und Mutter abwechselnd auf den Armen getragen; die

andern giengen oder sprangen nebenher oder voraus, und ließen manchen Schneeball in die Luft steigen, oder in die dunkeln Äste der Tannen fliegen, die, schneebedeckt, einzeln am Wege standen, und dann tausend blitzende Funken herunter regneten.

So kam man bald und vergnügt daheim an.

»Aber Mütterchen! sagte Fritz, der älteste Knabe, ist solch ein heller Wintertag nicht eine gar herrliche Gottesgabe und ein solcher Gang nach der Eisbahn eine gar köstliche Lebenserfrischung?«

»Ja wohl ist es so! erwiederte diese; und man bringt ein dankbares, zugleich aber auch gestärktes Herz mit nach Hause; und arbeitet dann noch einmal so gern und so leicht als vorher. So wird die Freude an Gottes Gaben wiederum zu einer neuen Gabe für unser Herz.«

»Wie meinst du das?« fragte Marie, die älteste Tochter mit sinnigem Nachdenken.

Und die Mutter zog den Liebling an ihr Herz, woran die kleine Bertha schon entschlummert lag, und begann nun also:

»Sieh! Alles, was du erblicken magst in der Natur, wie im Menschenleben, ist, wenn wir es recht nehmen, eine Gabe Gottes. Die Tanne mit ihren schneeumwobenen Ästen und den Zweiglein voll blinkender Eiszapfen, wie das Eis, das über Teich und Strom als krystallene Brücke sich spannt, das singende Vögelein in der Luft und das duftende Blümlein auf der Wiese, der bunte Falter mit der leichten

Schwinge und der kühne Adler mit dem Auge, das der Sonne in's Antlitz schaut, der junge Morgen wie der sinkende Tag; das Lüftchen, das mit Blüthen und Blättern spielt, und der Sturm, der gewaltig Eichbäume ausreißt, und wüthend über Land und Meer hinjagt; die Freude, so dein Herz hüpfen und guter Dinge macht, wie der Schmerz, der die Thränen in's Auge treibt — Alles kommt aus Gottes Hand, ist eine Gabe des Himmels. Nun giebt es aber viele Menschen, die das nicht erkennen, weil sie leichtsinnig dahin leben und nicht Acht haben auf den Finger Gottes, der so oft sichtbar wird, oder weil sie zu zerstreut, zu sehr in weltliche Händel verwickelt sind, als daß sie sich Zeit nähmen, auf das Himmlische im Leben und in der Natur zu merken, oder aber auch, weil sie es aus Herzenshärtigkeit und innerer Verdorbenheit verschmähen, nach Dingen zu fragen, die ihnen ein Ärgerniß und eine Thorheit sind. Diese nehmen freilich nirgendwo Gaben des Höchsten wahr: denn sie meinen, das komme Alles von selbst so, es sey da, weil es nun einmal da sey, und entbehren daher, weil ihr Herz sich nicht zum Danke aufgefordert fühlt, eine Freude, die wohl zu den schönsten und reinsten des Lebens gehört.«

»Andere dagegen, die mit aufmerksamem Auge auf die Wunder der Allmacht schauen, und deren Ohr den Tönen, die von oben herab wehen, gerne und kindlich lauscht, finden in allem, was sie sehen und hören, die Spuren ewiger Liebe mehr oder weniger deutlich abgedrückt. Und wenn sie hinausgehen zur

Frühlingszeit, wo Blüthen und Blätter, Gras und Halme über Berg und Thal ausgegossen, und die Wälder und die Lüfte mit fröhlichen Liedern belebt sind, so sagt ihr gerührtes, entzücktes Herz: »Das hat der Herr gethan!« — Und wenn sie die Halme auf der Flur zu Ähren schießen, und sich diese mit goldenen Körnern füllen, und sie die Blüthen in bunte Früchte sich verwandeln und die Traube am Hügel sich färben sehen, so sagen sie: »Der oben giebt Gedeihen!« — Und wenn sie dann einsammeln die schwere Garbe, und die Fülle des Obstes und der Rebe süßen Saft und was sonst noch der Herbst gezeitigt hat, so sagen sie erfreut: »Der Segen kommt von oben! — Und wenn der Winter die Erde, wie jetzt, mit weißen Flöckchen zugedeckt hat, und die Tausendschönchen und das Gras darunter warm liegen, so sagen sie still, an ihren eigenen Schlaf im Leichentuche denkend: »Der liebe Gott läßt die Erde mit ihren Kindlein ausruhen! — Und wenn ihr Herz fröhlich und guter Dinge ist, und das Glück ihnen lächelt, so daß Alles, was sie beginnen, wohl gelingt, dann spricht die Lippe ein freudiges: »Wir danken dir!« — Und wenn Leiden über sie kommen, und ihr Herz, schwer beängstigt, seufzt, und das Auge Schmerzensthränen vergießt, so sagen sie: »Auch diese kommen aus derselben Hand, die uns vorher Freuden zumaaß, aus der Hand unsers Vaters im Himmel!« — Und sie haben Trost und Hoffnung die Fülle, und Frieden immerdar!«

»Seht! solche Menschen sind glücklich zu preisen. Dank und Freude wohnen beständig bei ihnen, als liebe Genossen. Was sie sehen und hören, ist nichts Todtes, nichts Äußeres mehr; sie fassen es als etwas Lebendiges in ihr Gemüth, und verwandeln es also in Inneres, machen es sich zum Eigenthum. Und das war meine Meinung, als ich vorhin sagte: »Daß die Freude an Gottes Gaben zu einer neuen Gabe für unser Herz werde.«

Alle dankten der Mutter für die schöne Belehrung.

Herr Gerhard aber, der indeß still da gesessen und gleichfalls mit zugehört hatte, nahm jetzt das Wort und sagte: »Ja, ja Kinder! die Mutter hat ganz recht! Eine Gabe will nicht blos empfangen, sondern auch dankbar genossen seyn! So beschenkt uns Gott Alle zu jeder Jahreszeit, an jedem Tage, ja in jeder Stunde, in der Jugend wie im Alter; aber Viele nehmen die Gabe hin, ohne dabei an den zu denken, der sie reichte. Wer dieß thut, den übertrifft sogar manch Thier, das doch keine Vernunft, kein Gefühl hat! Und ist es denn nicht ein schönes Vorrecht des Menschen, dankbar das Empfangene in der Erinnerung an den milden Geber fröhlich genießen zu können?«

Die wahre Reue.

Die Glocken läuteten und es zogen die Leute in ihren schönen Sonntagskleidern in die Kirche, und

sangen und beteten. Ein Mensch aber aus der Gemeinde, der einen schlechten Wandel geführt und viele Sünden vor Gott und Menschen gethan hatte, fühlte auch ein Verlangen nach Gott, um ihn um Vergebung anzuflehen. Er hatte kein Sonntagskleid mehr, und so sehr er sich auch nach der lieben Kirche sehnte, so ward ihm doch angst und bange, weil er sie und ihre Predigt verachtet hatte. Auch fürchtete er sich vor dem Aufruhr, den er unter der Versammlung machen würde.

Als nun Alle in der Kirche waren, da schlich er sich leise an die Thür, und horchte auf den Gesang, den der Christen Mund im Heiligthume angestimmt hatte. Nun kam sein Sündergefühl, das ihn überwältigte und ihn der Verdammniß werth anklagte. In dieser Herzenspein fiel er auf seine Kniee und schluchzte unter unzähligen Thränen: »Gott sey mir armen Sünder gnädig!« — Wahrlich! ich sage euch, diese Seele war in der rechten Kirche gewesen, und gieng hin gerechtfertiget vor Vielen, die da sangen und beteten.

Menschenbestimmung.

Am Fuße eines Hügels saßen Ernst und Friedrich, zwei blühende Jünglinge. Muthig blickte der eine in die röthlichschimmernde Ferne, indeß der andere nachdenkend an seiner Seite saß, und das welke Laub sammelte, das der Herbstwind von den Bäumen herniedertrieb.

»Wie so still und düster! begann der fröhliche Friedrich; stralt dir, mein Freund! dieser klare Himmel nicht eben so freundlich in die Seele, und kleidet sich nicht auch für dich die Natur in das farbige Herbstgewand, mit dem sie das Auge ergötzt in den lieblichsten Abwechslungen?«

»Möge dieses letzte Aufglimmen des verlöschenden Lebens dich erfreuen, erwiederte Ernst; mich stimmt es nur ernster und wehmüthiger! Ich lese überall in der Natur die Geschichte des Menschen, und der Herbst ist es vor allem, der in seiner Bildersprache mir tiefbedeutend erscheint!«

»Möchtest du mich in deine Betrachtungen einweihen! bat Friedrich. Sieh! auch ich erwuchs an dem Herzen der Natur, und schöpfte aus ihr manche heitere Belehrung!«

»Hast du, begann Ernst, wohl einmal den Frühling recht sinnend betrachtet? — Welch Drängen und Treiben umher, welch unerschöpflicher Reichthum der Natur, welche verschwenderische Fülle! — Vermagst du's zu denken, daß diese Farben verlöschen, diese Segensquellen erschöpft werden könnten? Kräftig schießt die Staude empor, der fruchttragende Baum. Reichlichen Segen verspricht die üppige Blüthe, und die Sonne gewährt ihr Gedeihen und sendet ihren erquickenden Stral herab!«

»O der seligen Zeit! unterbrach ihn Friedrich. Ja, ich habe ihre Stimme beachtet! Bekannte Bilder brachte sie mir, das Bild des eigenen glücklichen Daseyns! Welchen Reichthum erfreulicher Hoffnungen,

welche Fülle des Segens gewähret der Himmel dem jugendlichen Gemüthe! Nach allen Richtungen wuchern die Ranken des fröhlichen Lebens, alles wollen sie umfassen und an sich ziehen! Fest und innig die Erde umklammernd, verlangt es mit gleicher Sehnsucht zur sonnigen Höhe! Den Vater droben und die Brüder und Schwestern hier unten will es mit Einer Liebe umfassen, und das Glück ist ihm hold und gewinnt ihm beide! Immer schöner entfaltet sich der Blüthenschmuck des köstlichen Daseyns — immer sicherer wird die Kraft, immer fester das stolze Vertrauen auf die Gunst des Geschickes.«

Wohl! du hast den Frühling verstanden! Ernst. Höre nun weiter, was die Natur uns vertraut. Siehe! der Sommer ist hin, die Zeit der Reife des fröhlichen Segens. Jene Blüthen gediehen zur Frucht, und die Staude hat ihre Ähren getragen. Bald ist der letzte Theil des Lebens dahin, die Zeit des fröhlichen Sammelns. Schon stehen die Felder ihres Schmuckes entblößt. Blumen und Blüthen verschwanden und der Halm, der erst im Schmucke seines Segens prangte, liegt bald als unnützes Stroh am Boden. — Siehe! so gehen die Kinder der Erde hinab, nachdem das Gesetz der Natur erfüllt ist! — So, mein Theurer! werden auch wir hinabgehen und vergessen werden, wenn dieses Feuer verraucht ist, das uns so mächtig zu Thaten treibt! — Wir glauben aus eigenem Willen das Gute zu vollbringen, und gehorchen doch nur jener ewigen Macht, deren Werkzeug wir sind. — Ist die Arbeit gethan, so sinkt auch die

Kraft — und das Werkzeug zerbricht! das sich im stolzen Traume der Jugend zum Schöpfer erhob!« — Ernst verstummte, und senkte das Haupt auf die Brust.

»War das der Gedanke, o du Lieber! der dich betrübte?« sprach Friedrich, und suchte mit seinem fröhlichen Blicke des Freundes düsteres Auge.

»Mich beunruhigt es nicht, hob er dann an, so weisen Gesetzen zu dienen! Hätte die Pflanze nicht gleiches Recht, sich zum Schöpfer empor zu träumen, wenn sie die Blüthen betrachtet, die sie hervorbringt? Was soll darum so thörichter Stolz dem weisern Sohne der Natur? Sind wir nicht Alle Glieder einer Kette, gemeinsam dienend dem großen, unendlichen Ganzen? — Laß auch das Werkzeug zerbrechen — ich weiß, du nennst die vergängliche Hülle nur so — so ist die Gewißheit doch so schön, in den Früchten unsers Fleißes fortzuleben auf Erden, und uns dereinst mit der ewigen Gemeinde zu verbinden, in der alles Schöne und Göttliche zusammen strömt! Laß uns darum ferner hoffen und muthig handeln! Ich weiß, auch du wolltest dich nimmer von der großen Gemeinschaft lossagen, auch wenn du's vermöchtest. Denn die himmlische Liebe ist in dir, wie die Kraft des Vollbringens!«

So sprach der heitere Friedrich. Aber Ernst verbarg beschämt sein Antlitz an den Busen des Freundes, und vergoß stille Thränen der Reue.

Anhang.

Es ist etwas Großes — Gottes Wort und ein Stück Brot haben.

Wenn ein Geiziger seine Hinter- und Vorderthüre samt den Fenstern fein säuberlich zugeschlossen hat, und nun behende seinen Geldkasten öffnet und behutsam alle Papiere hervorsucht, und dann die Goldstücke und endlich das Silbergeschmeide die Musterung durchgehen ließ, da will er sich freuen. Aber siehe, es wird ihm so kalt zu Muthe, denn das Erz ist kalt, und wer sich mit ihm zu sehr gemein macht, wird auch kalt. Es bringt ihn zuletzt von der Erde; er zweifelt daran, daß er mit dem Gelde bis an's Ende seiner Tage auskommen werde; alle mögliche Unglücksfälle treten als ein Höllenheer vor ihm auf, und er quälet sich über den möglichen Hungertod, legt seinem Leibe eine neue Abgabe auf, obgleich er schon den Nothpfennig hat hergeben müssen, er zieht jetzt noch den Schimpfpfennig ein, den er bis dahin dem Armen reichte. Neue Plane des Gewinnes sinnt er aus, er läßt langsam alle Papiere die Hand durchlaufen und sieht, ob nicht irgendwo noch ein Sechstel Prozent Zinsen mehr

zu erhalten wäre. Er findet ein Papierchen, worauf er hofft, aber siehe! da klopft es, er schließt eilig den Kasten, und ein armer Schneider tritt herein und kündigt die hoffnungsvolle Summe auf, weil ihm die Zinsen zu hoch seyen. Jetzt geräth der arme Vielhaber außer sich; er sieht schon alle Papiere in Geld verwandelt, das keine Zinsen trägt, und ein tiefer Abgrund öffnet sich vor ihm. Der Hungertod nach allem verlorenen Gelde scheint ihm gewiß, und darum wählt er ihn, so lange er das Geld noch hat, damit das doch wenigstens bleibe. — Er will den Götzen nicht überleben, dem er bisher geopfert; er opfert sich dem Götzen und zeigt auch dadurch, wie jeder eigentlich auf die Erde gesandt sey, um sich zu opfern. Welchem Götzen er sich opfert, das hat der Herr ihm überlassen. Wer aber dem wahren Gott sich opfert, der stirbt, um ewig zu leben.

Hier auf der Erde braucht der Mensch wenig, um zu leben, und das, was er braucht, hat der liebe Gott ihm fast in die Schüssel geschüttet. Er lässet Brot aus der Erde wachsen, und hat Teiche und Wald mit lebendigen Wesen angefüllt, und ruft uns zu: »Kommt, schlachtet und esset!« Da ist kein Ort, wo er nicht eine Tafel gedeckt, und kein Tag, wo er nicht seinen Keller aufschließt, wenn es der Mensch nur immer recht erkennt. Dazu reicht er auch das Himmelsbrot alle Tage, und erquicket und segnet uns mit seinem Worte, das da ein ewiges unsterbliches Leben schaffet. — Also, es fehlt nicht an Brot, und es fehlt nicht an dem Worte Gottes, wenn

man nur aufpaßt und beides zur rechten Zeit nimmt und aufbewahrt, wenn nicht Zank und Zwietracht darum entsteht, wenn jeder nur sein Theil nimmt und das Uebrige liegen läßt. Aber es heißt auch hier: »Gott der Herr hat Alles gut geschaffen, aber die Menschen suchen viel eitle Künste!« — Dadurch entstehet dann Hungersnoth, es fehlt dem Kinde und dem Greise an Erdenbrot und so mancher muß das Himmelsmanna entbehren. So sitzt unser Geiziger bei seinem Kasten und verhungert bei den Schätzen, wofür er Tausenden Brot schaffen könnte. Er verhungert und Tausende mit ihm, nicht weil der Herr es hat an Brot fehlen lassen, sondern weil die Sünde das Brot in Erz und in Stein verzaubert. Neben dem Geizigen wohnt ein Verschwender, der da täglich prasset und schlemmet, und das von Hunden und Pferden verzehren läßt, woran Hunderte sich erlaben könnten. Dem Prasser gegenüber wohnt ein Wucherer, der nimmt alles Brot weg, speichert es auf, und langt es in kleinen Schnittchen dem Darbenden dar, so daß er es sich mit Thränen aufwiegen läßt. Das alles sind gewaltige Korn- und Brotwürmer. Allein, wenn die Menschen nur einträchtig zusammenhalten, so können sie diesen Würmern, weil man sie leicht erkennt, zu Rath greifen. Auch kommen diese selten in großer Menge vor. Nur in einem Lande, in England, sollen sie außerordentlich häufig werden, und sogar den Leuten das Brot aus dem Munde herausessen, und man weiß bis auf den heutigen Tag noch kein erprobtes Mittel dagegen.

Aber der ärgste Kornwurm das ist ein kleines rauchgraues, schmutziges Würmlein, was die Naturforscher zu der Art der Mistkäfer rechnen, und das der gemeine Mann wohl die Faulheit nennt. Dieß kleine Käferchen verbreitet sich sehr rasch, und wo es lebt und webt, da ist an Brot nicht zu denken. Am gefährlichsten wird es dadurch, daß die, denen es das Brot entzieht, eine gewisse Zuneigung und Liebe zu ihm erhalten, darum es sogar hegen und pflegen, und so selbst ihre Hungersnoth täglich vermehren. Es ist überall so in der Welt. Soll es dem Menschen böse gehen, so wird er zuerst mit Blindheit geschlagen. Man hat mehrere Mittel angegeben, die Menschen von der Mistkäferkrankheit zu heilen, den Wurm zu tödten, und so ihnen das Brot zu erhalten. In nördlichen Gegenden pflegt man ein ledernes Pflaster, genannt Kantschuh, zu machen, und damit alle Tage etwa zweimal den Körper der Kranken zu reiben. Andere wollen ungebrannte Asche vorziehen und gebrauchen besonders spanisch Rohr oder auch, wie in China, Bambusrohr. Manche nennen dieß Pferdekuren und rathen dagegen eine starke Diät an — eine unnachsichtige, aber doch väterliche Aufsicht, — und Trennung der Kranken von einander. Dieß Mittel soll sich am bewährtesten gefunden haben, zumal, wenn man es auf dem Lande anwendet; aber der Ausführung stehen viele Schwierigkeiten entgegen, besonders der Mangel an guten Ärzten.

Denkt man an das Unglück der Kornwürmer, so muß man wohl sagen, daß es etwas Großes sey, ein

Stück Brot haben, und daß man wohl Ursache hat zu beten: »unser tägliches Brot gieb uns heute« und dem Geber des Morgens und des Abends für das Empfangene zu danken.

Bedenkst du nun, lieber Leser! daß mancher Scheinbrot isset, so wirst du noch mehr die Wahrheit des Sprüchwortes einsehen. Siehe! da isset mancher Marzipan, das ist süßer als Brot, und könnte wohl Brot für zehn Mann essen; allein er hat doch nicht das tägliche Brot, weil ihm Gesundheit und ein frischer Muth dabei fehlt. Willst du wissen, was täglich Brot heißt, so schaue den Holzschläger an! So eben hat er die große Eiche gefällt, jetzt holt er seinen Brotkorb, setzt sich auf den Stamm, zündet sich, wenn es kalt ist, ein Feuer an, öffnet seinen Korb, spricht: »Gott segne es!« und zieht Brot und Käse heraus, das ihm besser schmeckt als aller Marzipan, und singt, nachdem er gegessen hat, ein fröhliches Danklied. — Doch du brauchst dich auch gerade nicht in den Wald zu bemühen. Du kannst auch in des Nachbarn Fenster schauen, wenn er so dasitzt mit seiner gesunden Frau und den fünf Kindern, die alle rothe Backen haben, und alle mit Wonne nach dem schwarzen Brote greifen konnten, wie der Vater es jedem zugeschnitten, die Größe der Kinder sorglich beachtend, und, wie sie dann sprechen: »Komm, Herr Jesus, sey unser Gast, und segne uns, was du uns bescheeret hast,« und dann der Vater fröhlich erzählt, daß er wieder auf vierzehn Tage gute Arbeit erhalten, die hinlänglich Brot schaffe, und für sein Glück dankt.

Siehst du gehörig durch's Fenster, so gehst du wohl auch hinein; und hast du viele harte Thaler, schenkst du jedem Kinde Einen; das ist dir besser, als wenn du einen Baumkuchen dafür backen lässest, und ihn deinen Kindern am Geburtstage giebst. — Du brauchst aber auch deinen Rock von holländischem Tuche nicht auszuziehen, um ein wahrhaftes Stück Brot zu haben. Man kann es in Sammet und Seide besitzen, ein grober Kittel ist nicht unumgänglich nothwendig; und schwarz Brot braucht es auch nicht zu seyn. Es ist die innere Zufriedenheit und Genügsamkeit, die Brot erst zu Brot macht. Hast du diese, ei so ist es, grob oder fein, sauer oder süß; du wirst es wahrhaft haben, aber auch zugleich fühlen, welch ein großes Ding es sey, ein Stück Brot zu haben.

Aus dem, lieber Leser! siehst du schon, daß ich nun auch auf Gottes Wort komme, und ich sage dir im Voraus, man kann durchaus kein wahres Brot ohne Gottes Wort haben. Wundre dich nicht und rechte nicht mit mir, es ist nun einmal nicht anders! Das leibliche Essen thut es nicht; Wasser macht es nicht; der Geist ist überall, der da lebendig macht und der tödtet, Fleisch zu nichts nütze. Siehe! der Geizige konnte Brot genug haben und verhungerte, weil ihm Gottes Wort fehlte, und es möchte dir jetzt auch erschließlich seyn, wie man durchaus nicht essen kann, ohne zu beten. Es braucht nicht äußerlich zu seyn, aber desto mehr innerlich. Wie das Brot leiblich aus der Erde wächst, aber nichts würde

ohne die Sonne, so erhalten wir es auch leiblich in Scheffel und Metzen, aber es ist nichts, wenn wir nicht Gottes Wort dabei haben und dadurch es zu einem Segen für uns machen. Bibel und Hausbackenbrot sehen äußerlich sehr verschieden aus; aber es ist immer passend, daß beide mitsammen liegen und daß du für sie, als für die Hausschätze, ein heimliches Plätzchen wählst. Hast du beide nicht blos in dem Schränkchen, sondern in dem Herzen, siehe! so ist Himmel und Erde dein, du lebst und denkst und stirbst und auferstehst und das Alles in dem Herrn. Was willst du also mehr haben, als Brot und das Wort Gottes? — Hast du es nicht, trachte darnach! Hast du es, ei so gieb auch dem Andern! Laß es bei dem Stückchen Brot nicht bewenden, gieb dem Armen vom Worte Gottes mit und zu, es mangelt ihm gewöhnlich nur das erste, weil ihm das letzte abgeht.

Das Vögelein.

Ein Vögelein im Gebüsche
Am frühen Morgen sang,
Gar fröhlich, frisch und munter
Sein wonnig' Lied erklang.

Was jubelst du so, Vögelein?
» D'rum bin ich frisch und frei!
Frei bin ich, hei! D'rum sing' ich,
D'rum jubl' ich so im Mai! «

Ein Vogler schleichet leise
Daher mit argem Sinn,
Und legt die Schlinge listig
In's grünste Buschwerk hin.

Was schweigst so stille, Vög'lein?
Warst vorhin ja so laut!
Gefällt dir's nicht im Käfig
Aus grünem Draht gebaut?

»Mein Singen hat ein Ende!
Die Schlinge faßte mich!
Nur in der Freiheit sang ich —
Gefangen trauer' ich!« —

»Wer ist das arme Vög'lein?
Wer ist der Vogler? sprich!« —
Das Vög'lein willst du wissen?
Mein Kind! ich nenne dich!

So lange dir im Herzen
Die Unschuld lebt, bist frei,
Bist selig du, so selig,
Wie's Vög'lein ist im Mai!

Der Vogler ist die Sünde!
Sie schleichet her und stellt
Der Unschuld arge Fallen;
Weh dem, der in sie fällt!

Ihn halten tausend Bande,
Dahin ist alle Lust;
Dahin der Tugend Segen,
Der Frieden in der Brust.

Dann muß er kläglich trauern,
Dem armen Vög'lein gleich!
D'rum vor der bösen Sünde,
O Kinder! hüthet euch!

Die beiden Thäler.

An einem der reizendsten Tage des frisch und duftig blühenden Frühlinges, bestieg der junge Sophron einen anmuthigen Hügel, von welchem er zu seiner Rechten und zu seiner Linken in zwei schöne Thäler hinabsah.

Die Schönheit des Tages weckte die süßesten Gefühle in seiner Brust; nie empfundene Entzückungen durchströmten ihm die Seele, und in frischer Begeisterung rief er aus: »Wie süß, o wie herrlich ist das Leben! O welche Thoren sind die, die ihre Tage vertrauern! Nein! ich will mich dir ergeben, holde Freude! Komm, du beglückende Gefährtin der Sterblichen, und streue Blumen auf meinen Pfad. Du winkst? Ich folge dir!«

Kaum waren diese Worte von den Lippen des jungen Sophron verhallt, als plötzlich sein Schutzgeist zu ihm auf den Hügel trat.

»Erschrick nicht, sprach der Geist zum Jünglinge. Ich bin der Führer zu den Wohnungen der Freude. Nimm dieses Glas hin und schaue in die Thäler hinab. Schaue, und lerne Weisheit.«

Sophron nahm das Glas, und schauete in die Thäler.

Das Thal zu seiner Linken war eine weite Ebene, nur in der Ferne von Hainen und Rebenhügeln begränzt. Reizende Blumen schmückten die Flur, Nachtigallen wirbelten süße Töne aus Rosengebüschen, und ein spiegelheller Strom floß wie mit silberweißen Wellen an den Rebenhügeln hin.

In dieser bezaubernden Gegend erblickte er Palläste, blühende Gärten, schäumende Wasserfälle, Lusthäuser und Grotten.

Ein schöngeschmücktes junges Weib mit einer Maske vor ihrem Gesichte, hüpfte mit leichten Tänzerschritten durch das Thal. Es war — die Freude des Sinnes.

Tausende von Jünglingen und Mädchen, die um sie her gleich Trunkenen taumelten, sammelten die von ihr ausgestreuten Blumen auf, deren Geruch noch mehr berauschte.

Nun schwärmte die Schaar im Thale umher, zu den Hainen und Rebenhügeln, in die Gärten und Palläste.

Andere wirbelten nach den Tönen einer bezaubernden Musik in flatterndem Tanze umher, oder ergötzten sich bei Spielen an vollgesetzten Tafeln und bei schäumenden Pokalen, und wanden Kränze um dieselben, lagerten sich in das schwellende Grün, und sangen Lieder des Weines und der Freude.

»Blicke von diesen Thoren hinweg, sprach der Geist zum Jünglinge Sophron. Diesen ist die Freude

nicht Würze des Lebens. In Unersättlichkeit schwelgen sie und tödten selbst den Genuß. Blicke in das Thal zu deiner Rechten.«

Sophron blickte in das zweite Thal. Da waren noch mehrere Bezirke öde; doch der größere Theil des Gefildes war durch angebaute Fluren, Fruchtgärten und Haine, sparsamer, jedoch mit Blumen geschmückt.

Hier wandelten Hand in Hand drei hohe weibliche Gestalten.

»Blicke sie an, sprach der Geist, es sind meine Schwestern; sie heißen Weisheit, Frömmigkeit und wahre Freude.«

Der Jüngling sah sie an. Ernst wechselte mit sanftem, holdseligen Lächeln in den ruhigen Zügen ihres heitern Angesichtes.

Strenger war ihr Blick gegen die Jugend, als gegen die ältern Glieder ihres nicht zahlreichen Gefolges, von welchem viele in das erste Thal hinüber sich verloren.

Die Freunde dieser stillen, leise dahinschwebenden Gestalten, weilten nur selten an Blumenbeeten im grünen Walde, oder bei den ergötzenden Tönen der Musik. Ihre Gesänge waren Lieder zum Preise der Gottheit. Thätig wirkten sie, die noch öden Gegenden mit ämsigem Fleiße zu verschönern; sie pflanzten Blumen und fruchtbare Bäume. Sie wandelten sandige Oerter in saatenreiche Fluren um, oder sammelten Kinder um sich und lehrten sie graben und pflanzen.

Plötzlich verwüstete ein Sturm einen großen Theil der angebauten Flur.

Da theilten Alle vom Ueberfluße der Garben den Weinenden mit. Sie furchten die Äcker und säeten Saamen aus; alsbald grünten die Fluren wieder, und die Thräne der Brüder war getrocknet.

Dieß sahe der Jüngling Sophron, als ein Greis mit kahlem Haupte und weißem Barte auf die Spitze des Hügels trat.

In seiner Hand hielt er die furchtbare Sense und eine fast ausgelaufene Sanduhr. Der Greis war die Zeit.

Mit ernster Stimme rief er vom Hügel herab, daß es durch beide Thäler tönte: »Sterbliche! das Stundenglas ist ausgelaufen. Eure Zeit ist verflossen. Ärndtet die Frucht eurer Saat. Bindet die Garben!«

Sophron zitterte bei dieser Scene.

Er blickte in das Thal zu seiner Linken. Da fiel die Maske vom Gesichte des jugendlichen Weibes, und eine häßliche Mißgestalt stand da. Mit boshaftem Lächeln zerstörte das Weib die Schauplätze des unmäßigen Sinnengenußes, und stieß ihre eifrigsten Verehrer in Sümpfe, die man im Blumenthale nicht bemerkt hatte.

»Hier sind eure Garben, ihr Thoren!« so rief sie — und verschwand aus den Augen ihres betrübten Gefolges. Die Zeit schüttelte ihr Stundenglas, das Gefolge sank in den Abgrund, die Gegend ward öde und jagte ein furchtbares Grauen ein.

Sophron blickte, noch zitternd, in das andere Thal zu seiner Rechten.

Hier sammelten die drei verbundenen Schwestern ihr bei dem Rufe des Greises unerschrockenes Gefolge, und wiederholten die Worte: »Bindet eure Garben!«

Und die Greise und die Jünglinge und die Mädchen banden ihre Garben. Und die Greise wurden wieder jung, und um die Jünglinge und um die Mädchen floß ein Lichtstrom, stralender wie die Morgenröthe am leuchtenden Himmel.

Die Kinder jauchzten und auf einmal schwebten glänzende Gestalten mit silberweißen Flügeln vom Himmel herab, hellblühende Kränze in der Hand.

Da schüttelte der Greis auch für die Wanderer in diesem Thale sein Stundenglas.

Eine Blumenaue führte sie auf glänzendem Lichtpfade zu einem hellerleuchteten Tempel, und mit den drei Schwestern zog das Gefolge unter himmlischem Harpfengetöne in die erhabenen Pforten ein.

Das Kind im Walde.

Wo willst du, Kindlein! hin im Wald,
Der Abend kommt, der Abend bald,
Und Nacht und stummes Schweigen!
Des Vaters Hütte, die ist fern,
Und nirgendwo ein klarer Stern,
Den Weg dir anzuzeigen.

»Kann doch nicht bleiben! muß doch fort!
Der Vater sprach ein gutes Wort:
Wirst schon im Wald dich finden!
Und Vater der belügt mich nicht,
Wenn auch der liebe Gott sein Licht
Vom Himmel ließ verschwinden.«

Die Füßlein sind so nackt und zart,
Und Waldesweg ist rauh und hart!
Ach Kindlein! laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan,
Bekleide dich und zieh' sie an,
Es möchte dir sonst schaden!

»Ach! Vater giebt so gern uns her,
Doch sagt er oft, es wird ihm schwer
Uns nähren und uns kleiden.
Ich weiß es wohl, er will das nicht,
Doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
So will ich's lieber leiden.«

Der Abend ist so schwül und drückt:
Hast rothe Beerlein dir gepflückt
Wohl heut' an allen Orten!
Erquicke dich nun auch, mein Kind!
Und iß davon! Die Äuglein sind
Dir trüb' und matt geworden.

»Die Beeren alle sind nicht mein;
Zu Hause muß die Schwester klein
Das Brüderchen stets wiegen;
Da kann sie nicht zum Wald hinaus,
D'rum bring' ich Beeren ihr nach Haus,
Und will sie nicht betrügen.«

Iß immer aus dem Hütchen voll,
Iß immer, Kind! Dir ist nicht wohl!
Es brennt dir Stirn' und Wange!
Wenn nun ein böser Mensch dir käm'
Und dir die Beerlein alle nähm'!
Sag', wird dir noch nicht bange?

»O nein! das thun die Menschen nicht;
Auch sind die Engel eingericht't
Die Kinder zu bewahren;
Die sind den Kindern immer nah'
Und steh'n mit weißen Flügeln da
Und schützen vor Gefahren.«

Ja, Kindlein lieb, ja, Kindlein rein!
Wie du gesagt, wird's immer seyn!
Du wirst sie nicht vermissen.
Wo Engel nur bei Blumen steh'n,
Da bleiben sie, bis die vergeh'n
Sanft unter ihren Küssen.

Kind! was der Mensch voll Sehnsucht will,
Das blüht in deinem Herzen still,
Und Niemand kann dir's rauben!
Und was so Vielen noch gebricht,
Das hast du schon und weißt es nicht:
Gehorsam, Lieb' und Glauben!

Der Käfer.

Knabe.

Sieh! Vater doch dem Käfer zu,
Und laß dir hier ihn zeigen.
Er gönnt sich weder Rast, noch Ruh,
Den Halm hinauf zu steigen.
Das Hälmchen aber beugt sich nieder
Und auf die Erde fällt er wieder.

Auf's neue geht er rüstig d'ran
Und will durchaus nicht weichen,
Und strengt die kleinen Kräfte an,
Die Spitze zu erreichen.
O komm, und laß uns stehen bleiben,
Zu seh'n, wie lang' er's so wird treiben! —

Der Vater.

Der Käfer kann ein Beispiel dir,
Mein Kind! für's Leben spenden.
Sieh! wie sich's müht das kleine Thier,
Die Arbeit zu vollenden.
Will auch das Werk nicht gleich gelingen,
Durch Dauer muß man es erzwingen.

Knabe.

Schon sechsmal fiel er in das Gras,
Und läßt sich noch nicht Friede.
Jetzt sitzt er still, als dächt' er was. —
Gewiß, nun ist er müde. —
Doch nein! — schnell breitet er die Flügel —
Fort ist er über Thal und Hügel!

Der Vater.

Er ist des Menschen treues Bild,
Wie er sein Tagwerk treibet!
Der, wie ihm auch der Busen schwillt,
Doch nur auf Erden bleibet,
Und seines Geistes Kraft und Stärke —
Oft setzt an menschlich schwache Werke.

Am dünnen Halm strebt er empor,
Beugt auch der Halm sich nieder,
Und wenn er alles gleich verlor,
Doch hofft auf's neu' er wieder,
Bis endlich auch der Geist die Flügel
Schwingt über Zeit und Schlummer = Hügel.

Des Menschen Prüfung.

Anfänglich wohnte der Mensch bei Gott, und lobte Gott mit den Geistern des Himmels.

Als aber die Erde geschaffen war, und sie in ihrer grünen, jungfräulichen Herrlichkeit durch den Äther schwamm, und alle Bewohner des Himmels sich der Schönen freuten, und sie liebend beschauten, sprach der Mensch: »Ich sehe hier die Anmuth und Lieblichkeit eines zweiten Himmels. Ein reiches Leben drängt sich in diesen Gränzen; Fische wimmeln in den Wassern; Vögel erfüllen die Lüfte mit Gesang; Thiere wandeln auf dem Boden, und es ist kein Winkel auf dieser schöngeschmückten Kugel, wo sich nicht Leben

regt. Aber was ist das, das dieses Leben treibt, und die Ursache dieses regen Gedränges ist? Eine ungesättigte Begier kreist in ihrem Innern, daß sie Futter suchen gegen den Hunger, und Trank gegen den Durst, und nach des Tages Mühen den süßen Schlaf. In trauriger Beschränkung haften sie an dem Elemente, das sie gebar; der Hand, die sie geschaffen, denken sie nicht, und keines erhebt die Blicke zu dem, in welchem das höchste Leben ist und die Quelle der Seligkeit. Undankbares Gezücht! Ich zürne deiner Niedrigkeit, und wenn die Blitze des Allmächtigen in meinen Händen lägen, so vertilgt' ich das gottvergessene Geschlecht von dem holden Lande, das Würdigern gebührt!«

Gott vernahm die Worte des Menschen, und beschloß ihn zu prüfen.

Und sprach: »Ich will dich hinabsenden auf die Erde und in ihre Herrlichkeit, damit sie nicht stumm sey von meinem Ruhm. Die Thiere des Feldes kennen mich nicht, und den Fischen des Wassers ist mein Antlitz verborgen. Aber du kennest mich, und hast mich geschaut auf dem Throne des Himmels. Gehe denn hin in der Erde Garten, und freue dich seiner Schöne. Aber gedenke deiner Worte und was du geredet hast.«

Da stieg der freudige Mensch hinab auf die Erde, und gieng aufrecht in seiner Würdigkeit unter den Thieren, die ihr Haupt nicht zum Himmel erheben. Und er gebot den Thieren, und sie gehorchten ihm; und die Erde brachte ihm ihre Schätze dar, wie ihrem Herrn.

Da ward der Mensch stolz und sprach in seinem Uebermuthe: »Siehe, das Alles ist mein, und um meinetwillen gemacht. Mir beut der Baum seine Früchte, und seine Trauben der Weinstock. Die Flüsse rauschen mir, ihrem Herrn; die Vögel des Waldes singen für mich, und die Thiere, die meiner Stimme gehorchen, beben vor mir.«

Und er herrschte in seinem Reiche in der Fülle seines Stolzes, und dachte nicht mehr, warum er auf die Erde gesendet worden, noch der Worte, die er geredet hatte.

Da wendete Gott sein Angesicht von ihm ab, und von der Erde, dem Reiche des Menschen.

Und die Erde erblaßte, und ihre Schönheit verwelkte, und alle ihre Farben schwanden dahin. Da ergrimmte der Mensch, und gebot der Erde ihr Feierkleid anzulegen, und sich bräutlich zu schmücken, wie vordem. Die Erde aber trauerte fort. — Dann rief er den Westwinden, Blumen über sie auszuschütten, und ihre Bäume mit Blüthen zu schmücken. Aber die Westwinde ruhten in ihrer Grotte, und der Nordwind stürmte einher, und schüttete Schneegestöber aus, und fesselte den Schoos der Erde. Auch die Flüsse hörten auf zu strömen, und die Bäche erstarrten, und die Erde war todt.

Da verbarg sich der erschreckte Mensch in eine Felsenschlucht, und fühlte seine Nacktheit und schauderte.

Und die lange Nacht kam und warf ihren siebenfachen Mantel über das Angesicht der Erde, und Mond und Sterne schienen ausgebrannt. Der Sturmwind

heulte durch die Nacht, und beugte die Gipfel der Bäume; die Cedern brachen vor seiner Wuth, und die Felsen wankten: denn die Grundfesten der Erde zitterten; und ihr Schoos zerriß und Flammen schossen aus der geborstenen Erde empor, und der Donner brüllte aus den Wolken und aus bodenloser Tiefe.

Und der zagende Mensch schauderte immer mehr, und verhüllte sein Antlitz mit seinen Händen.

Da umringten ihn reißende Thiere mit hungriger Wuth, und ihr Geheul erfüllte die Luft, und er wagte nicht, seine Stimme zu erheben: denn Gott hatte sein Angesicht von ihm abgekehrt, und die Natur gehorchte ihm nicht mehr. Denn der blinden Kraft war Gewalt gegeben über ihn, und das Thier schreckte seinen Meister. Ihre Waffen drohten ihm, und er war nackt, und ohne Schutz und Wehr.

Jetzt ward seine Verzagtheit so groß, wie vormals sein Stolz, und er demüthigte sich vor den Thieren des Waldes, und betete die Stürme an und das Meer und die zürnenden Wolken, daß sie ihren Grimm von ihm abkehren möchten und sein Leben verschonten.

Aber zu Gott zu beten, wagte der Zagende nicht. »Er hat mein vergessen, dachte er, und sein Angesicht von mir gewendet. Denn ich bin abgefallen von ihm, und habe mich selbst zu Gott gemacht. Darum hat er den Thieren Gewalt gegeben über mich, und ich bin der Erde ein Hohn geworden, die meinem Gebote gehorchte.«

»Die Felsen wanken über mir, und drohen mich zu begraben; das Meer öffnet seinen Schlund und

droht mich zu verschlingen; die Wolken senden Feuer herab, das mich verzehren will. Ich bin mit Schrecken umringt und in meinen Gebeinen ist keine Ruhe.«

Da erbarmte sich der Allgütige des jammernden Menschen.

Und er sendete seinen Sohn auf die Erde. Und der Göttliche trat vor den Zitternden in menschlicher Gestalt, schwach und dürftig wie er, und überwand die Schrecken der Welt und des Todes durch den Glauben an den, der ihn gesandt hatte. Da erwachte auch in des Menschen Brust die Hoffnung wieder, und er erkannte in dem Sohne die verlorne Herrlichkeit seiner eigenen Natur, und legte sich liebend an seine Brust, und suchte bei dem Vater Vergebung durch den Sohn, und seine Schuld ward ihm erlassen, und er fand vor dem Allmächtigen Gnade.

Und Gott ward auch ihm ein liebevoller Vater. In sein Herz kehrte die Freudigkeit zurück, und die Herrlichkeit des Himmels stralte wieder in seiner Brust, und er zagte nun nicht mehr; denn der Höchste war bei ihm, daß keine Furcht ihn betraf; und sprach zu ihm in dem rollenden Donner, und in der Wogen Geräusch, und in dem Sturze des Wasserfalles. Alles war der Stimme Gottes voll. Und wenn die Erde bebte und die Felsen zitterten, hörte er den Fußtritt des Höchsten, und betete an. Und wenn der Himmel seine Flammen aussendete, sah er die Rechte Gottes. So war sein Herz der Freude und hohen Entzückens voll, und die Erde war ihm wieder schön, wie zuvor, und er liebte sie, und sie lobte mit ihm die Herrlichkeit ihres ewigen Schöpfers.

Des Sohnes Wiederkunft.

Ein Jüngling war in einem einsamen Thale geboren, und in dem Schooße einer stillen Hütte, unter den Augen eines ehrwürdigen Vaters aufgewachsen. Der Sohn war des Vaters Freude, und des Vaters Wille war auch der Wille des Sohnes, und es war ein frohes, frommes und einträchtiges Leben bei ihnen. Als aber der Jüngling eines Abends allein vor der Hütte saß, und die flammende Sonne niedergieng hinter dem blauen Gebirge, das in weiter Ferne nebelte, und das glühende Abendroth heraufstieg, und den Saum des Gebirges vergoldete, da ergriff ihn eine große Sehnsucht mit der Sonne zu ziehen, und sein Auge schloß sich nicht die ganze Nacht, und als der Morgen dämmerte, trat er zu seinem Vater und sprach: »Segne mich, mein Vater! und laß mich ziehen in das Abendland, daß ich sehen möge, wo die Sonne zur Ruhe geht, denn ich habe keine Rast weder bei Tag noch bei Nacht, so groß ist mein Sehnen und so treibt es mich in das Weite hinaus.« — Und der gütige Vater sprach: »Ziehe hin mit Gott; aber wo du auch seyn magst, sey meiner eingedenk und der stillen Heimath, und aller Lehren, die ich dir gegeben habe.« — Dann segnete er ihn und gab ihm einen Spiegel und sagte: »Wenn du in diesen Spiegel blickst, wirst du diese Hütte sehen, und das Angesicht deines Vaters, und dann wirst du meiner ge-

denken, und ich werde dir helfen, wenn du der Hülfe bedarfst.

Der Jüngling gieng und schritt fröhlich fort, und bald lag die väterliche Hütte weit hinter ihm. Und als die Sonne abwärts stieg, lagerte er sich auf einen Hügel, und schaute nach dem Thale zurück, von dem er ausgezogen war, und dachte gerührt an den bejahrten Vater, und zog den Spiegel hervor, und sah darin die freundliche Gestalt des ehrwürdigen Greises. Dann schlief er ruhig ein, und die Sterne thauten milde Stralen auf ihn herab, und schöne Träume stiegen mit den Stralen in des Jünglings Seele. Und als der Morgen kam, sprang er froh und rüstig auf, grüßte noch einmal die Gegend seiner Heimath, und zog dann weiter an seinem Wanderstabe, und immer weiter, und jeden Morgen und jeden Abend wendete er sich gen Aufgang nach dem Vaterhause, und beschaute das Bild seines Vaters. Bald kam er nun in bewohnte Gränzen und in große Städte, und sah der Menschen Thun und Treiben, und wie sie miteinander arbeiteten und gegeneinander, und sich liebten und haßten, und nach dem Glück und Genusse rennten, der eine auf diesem, der andre auf jenem Wege. Und nachdem er eine Weile zugesehen hatte, ergriff ihn eine Begierde, Gleiches zu thun, und er mischte sich in ihr Getümmel, und rennte mit der Menge und kam nie zum Ziele. Aber viele Tage vergiengen jetzt, wo er nicht nach der Heimath sah, und seines Vaters nicht eingedenk war: denn alle seine Sinnen

waren bei dem, was um ihn her geschah, und bei der Lust, die er genoß, oder nach der er trachtete. Da begab es sich nun, daß er eines Tages mit schlimmen Gesellen zog, die ihn mißhandelten und schlugen bis auf den Tod, und ihn dann liegen ließen auf einem einsamen Felsen, wo Niemand seine Stimme hörte und kein Wanderer vorüberzog, der sich seiner erbarmte. Jammernd lag er da in seiner großen Noth, und sah hinauf nach den Bergen und hinab in die Tiefen; aber es erschien keine Hülfe. Jetzt gieng die Sonne unter und die feuchte Nacht stieg über seinem Haupte herauf, und rollte breite Nebel über den Himmel aus, und kein Stern leuchtete in der tiefen Finsterniß. Auch schloß kein erquickender Schlaf die matten Augenlieder des Jammernden, und kein mitleidiger Traum stieg zu ihm herab; sondern das Grauen der Finsterniß umlagerte ihn, und Stimmen der Nachtvögel kreischten aus tiefen Schluchten, und schreckten sein Ohr. Dann rollte der Donner in dem Gebirge und furchtbare Blitze stürzten aus weitklaffendem Gewölke herab, und sengten die Zweige um ihn her, und der Hagel stürzte hernieder und verheerete den Wald. Und da der Morgen kommen sollte, lag doch noch dicke Nacht über der Erde. Wehklagend und stöhnend erhob sich jetzt der Arme von dem harten Lager seiner Schmerzen, und arbeitete sich mühsam fort, um einen Ausweg zu suchen, wo er menschliche Hülfe fände; aber er irrte umsonst umher durch grausenvolle Schluchten und eckeln Moor: und der Regen strömte herab, und die Blitze umkreisten ihn. Auch glühten seine offnen

Wunden und ein brennender Durst verzehrte ihn, den der Regen nicht löschte, welcher auf seine Zunge fiel. Oft warf er sich nieder zur Erde, aber die durchnäßte Erde war ihm keine Ruhestatt. Auch der Hunger quälte ihn jetzt und da er umher fühlte nach Nahrung, faßte seine Hand den Spiegel, und, was lange nicht geschehen war, er schauete hinein. Aber ach! er sah nur seine eigene Jammergestalt und die Verwüstung umher, nicht die stille Heimath in dem friedlichen Thale, noch das tröstliche Bild des ehrwürdigen Vaters. Da fieng er laut an zu weinen über sich selbst, und warf sich sein Vergessen vor und sein sinnloses Treiben, aus dem alles sein jetziges Leiden entsprungen sey. Und es überfiel ihn eine so glühende Scham und eine so bittere Reue, daß er sein jetziges Leiden fast ganz vergaß, und nur dachte, wie er den Weg wiederfinde zu dem liebenden Vater und in die geliebte Heimath. Und er verlangte jetzt mehr nach der engen Hütte, als früher nach der weiten, unermesslichen Welt. Wie er nun so gieng und sann, und sein ganzes Herz in Sehnsucht und Liebe zerfloß, da schlug der Himmel seinen Regenschleier zurück, und lachte frisch und blau herein und die Vögel sangen munter in den Zweigen, und das Abendroth brannte durch die schauernden Birken, und die Brust des Wandernden schwoll von Hoffnung und erquickendem Vertrauen. Und ein Thal öffnete sich vor seinen überraschten Blicken, und sieh, im milden Schimmer des Abendlichtes lag vor ihm die stille Heimath mit

ihren Bäumen, und von den Stralen umflossen trat der gütige Vater unter dem Laubdache hervor, und öffnete dem Kommenden die Arme, und der Sohn sank weinend zu des Vaters Füßen, und dieser drückte ihn an seine Brust, und alle seine Wunden heilten, und seiner Schmerzen wurde nicht mehr gedacht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich

Parabeln oder Gleichnisse zur Bildung des jugendlichen Geistes und Herzens

Kempten 1828

P.o.germ. 1128 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116826-2